Die Rose von Delhi.

Zweiter Band.

Die Rose von Delhi.

Roman

aus der Zeit des indischen Aufstandes

unter Nena Sahib im Jahre 1857

von

Egon Fels,

Verf. von „Zwei Ehen,“ „Dorothea,“ „Kinder des Kaufmanns,“
„Wandlungen.“

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1866.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
1.	Auf dem Ganges	7
2.	Die Thugs	29
3.	In der Ruine	62
4.	Die Taj-Mahal	85
5.	Glückliches Zusammentreffen	114
6.	Wiedersehen	148
7.	Eine Probe englischer Politik	168
8.	Thierkämpfe zu Delhi	200
9.	Die Pythonschlange	243

1.

Auf dem Ganges.

Die Kähne setzten sich mit ihren Insassen in Bewegung, und man gewann bald eine Uebersicht über das unbeschreibliche Gewühl am und im Flusse. Auf den Stufen der unzähligen, tief in den heiligen Strom führenden Prachttreppen — Ghauts — stand das Volk zu Hunderten in den malerischesten Gruppen, sich badend oder mit Wasser übergießend. Bunt durcheinander badeten Männer und Frauen der niederen Volksklassen. An anderen Orten, welche allein für Frauen bestimmt schienen, sah man die Blüthe der vornehmen Frauenwelt. In schönen Wagen oder in Palankinen kamen sie zum Flusse, und stiegen, diese verlassend, von ihren zahlreichen Dienerinnen begleitet, die Treppen hinab, streueten Blumen

in den Strom, und tauchten dann in seine entsühnende Fluth.

Dabei waren sie so dicht von ihren Dienerinnen umgeben, daß sie ohne ihren eigenen Willen von Niemandem erblickt werden konnten. Allein gar oft trug Neugier und Koketterie den Sieg über Gewohnheit und Sitte davon.

Ein kurzer Wink, ein rasches Wort theilte minutenlang die lebende Mauer, welche eine Schöne umgab, und manch reizendes blaßgelbes Antlitz zeigte sich unverschleiert der Gesellschaft, manch dunkles Auge sandte feurige Blitze hinüber zu den jungen Männern, und besonders war es Frank, den diese Blitze zu suchen schienen. Bisher waren die Flammen dieser Blicke unerwiedert von ihm geblieben und er ertrug mit bester Laune die Neckereien der Gesellschaft.

Da kam man in die Nähe einer andern Gruppe von jungen Mädchen, die sich scherzend und lachend mit Blumen warfen und sich wie spielende Najaden mit Wasser bespritzten. Als das Boot, worinnen sich Frank befand, an ihnen in geringer — eigentlich die vom Gesetz vorgeschriebene Linie bedeutend überschreitender — Entfernung vorüber glitt, öffnete sich plötzlich der Kreis und ließ inmitten desselben eine in

weiße Mousselingewänder gehüllte, etwa fünfzehnjährige Schöne erblicken. Der Schleier war vom Kopfe zurückgesunken und ließ so das reizende zarte Gesicht völlig frei.

Ungleich den anderen jungen, sie umgebenden Mädchen, entstellte keiner jener häßlichen Nasenringe die Harmonie der schönen Züge. Das schwarze, bläulich glänzende Haar war mit Blumen und Juwelen durchflochten, und die vom Wasser durchdrungenen feinen Stoffe bezeichneten trotz der züchtigen Verhüllung vollkommen die prachtvollen Formen ihres Oberkörpers, der über die Fluth hinausragte. Die großen schwarzen Sammetaugen hafteten mit einem Blick inniger Bewunderung auf Frank, der vornüber gebeugt sie seinerseits mit einem Blicke anschaute, der alles Andere, nur nicht Ruhe und Kälte aussprach.

Unwillkürlich hatten die Ruderer inne gehalten, um die reizende Gruppe zu betrachten — beiläufig gesagt, die Ruderer beider Boote waren Engländer, denn Hindus wären selbst für die reichste Belohnung sicherlich nicht dazu zu bringen gewesen, zu solcher Verletzung der Sitte die Hand zu bieten.

Der Blick des jungen Mädchens schien sich allmälig in Feuer zu tauchen; so glänzend und

brennend ward er. Ohne daß ihre Augen Frank verlassen hätten, der sie nicht minder unverwandt anschaute, griff sie mit der kleinen, von kostbaren Juwelen blitzenden Hand in einen Blumenkorb, den das ihr am nächsten stehende Mädchen im Arme trug, und wühlte darin. Endlich hatte sie gefunden, was sie gesucht — eine Rose — den Arm erhebend, der ebenfalls von Juwelen strahlte — denn er war fast bis zum Ellenbogen mit Armbändern bedeckt — schleuderte sie die Rose zu Frank hinüber, der die Blume geschickt auffing und erst an seine Lippen, dann an sein Herz drückte.

Ein Blitz des Triumphes zuckte aus den Augen der Dame, und ihr durchsichtiger blasser Teint, der nicht dunkler war als der einer Sicilianerin, färbte sich mit rosiger Gluth. Ein Wink der Hand, eine Bewegung der Purpurlippen, und der lebende Schleier verbarg sie wieder Aller Blicken.

Die Ruderer gedachten wieder ihrer Pflicht und setzten die Kähne in Bewegung.

Es war keinen Augenblick zu früh.

Oben am Ufer war die Escorte der Dame und das Volk aufmerksam geworden. Drohende heftige Geberden und mit aller Kraft der Lungen zu den Europäern hinabgeschrieene Schimpfreden

bewiesen, daß man sehr wohl daran thue, sich zu entfernen.

Natürlich ward nun das kleine Abenteuer der Gegenstand einer eingehenden Besprechung. Kaum achtete man noch auf das bewegte Leben des Flusses, auf die herrliche Scenerie, sondern stritt sich lebhaft, welchem Range, welcher Kaste die Dame wohl angehören möge, die so unzweideutig und doch mit so unschuldiger Grazie ihre Gefühle verrathen hatte.

„Ich begreife nicht, wie Sie noch im Zweifel über das Geschöpf sein können," nahm Miß Altgrave das Wort. Sie war eine magere Dame, die in dem schönen Alter zwischen zwanzig und fünfzig stand, aber trotz ihrer, wie sie glaubte, zahlreichen Reize noch keinen Mann gefunden hatte, welcher geneigt gewesen, sie aus dem jungfräulichen Stande zu erlösen und sie zu seiner Gattin zu machen. Als boshafte Creatur und giftige Zunge allgemein bekannt, war sie der Störenfried jeder Gesellschaft, und wußte sich doch überall einzudrängen, da Niemand sie ernstlich zurückzuweisen und dadurch zu beleidigen wagte, aus Furcht vor ihrer Rache. „Was Anderes wird sie sein, als eine Bajadere, eine Daatscherie," fügte sie im verächtlichsten Tone bei.

„Nein, Miß Altgrave," versetzte Frank, der, als die schöne Indierin verschwunden war, aus einem Traume zu erwachen schien. „Ich muß Ihnen darin widersprechen. Haben Sie nicht die zweigespaltene gelbe Stirnlinie und inmitten dieser den Tilluck bemerkt? Sie ist eine Brahmane und kann folglich keine Daadscherie sein."

„Ei, Sie haben das gelbe Geschöpf ja sehr genau betrachtet," spöttelte die boshafte Miß.

„Ja allerdings, das habe ich mit Ihrer Erlaubniß gethan," erwiederte er, sein stolzes Auge auf sie heftend. „Ich sah nie ein schöneres Mädchen — von indischer Abkunft," fügte er rasch hinzu, sich erinnernd, in welcher Gesellschaft er sich befand. „Ich werde sie malen."

„Ah! um ihre Bekanntschaft zu machen, wie schlau Sie sind!" lachte Mrs. Bournett, die Frau des Major. „Sie vergessen in Ihrem Eifer nur Eins, und das ist: wie Sie die Dame in der ungeheuern Bevölkerung von Benares auffinden wollen."

„Das will ich gar nicht, Mrs. Bournett, ich werde sie aus dem Gedächtniß malen."

„Ach, das werden Sie gar nicht nöthig haben, verlassen Sie sich darauf," rief Miß Altgrave wieder. „Ich möchte wetten, daß die Bajadere

schon morgen vor Ihrer Thür tanzt, um die Bekanntschaft zu erneuern. Diese Niggers sind wie die Kletten, einmal für sie ein noch so geringes Interesse gezeigt, wird man sie nie wieder los."

„Eine Nigger, sagen Sie, Miß Altgrave? Nun, wenn dieser feine durchsichtige Teint dem einer Negerin gleichen soll, dann in der That" — er hielt inne, aber sein spöttischer, auf der lederfarbenen Wange der Dame ruhender Blick ergänzte deutlicher als Worte die aus Höflichkeit unterbrochene Rede.

Sie verstand ihn auch recht gut und vergalt ihm seine gute Meinung von ihrer Schönheit mit einem wahren Dolchblicke.

Er beantwortete ihn durch ein kaltes Lächeln und fuhr fort: „Wenn die Dame denn durchaus nach Ihrer Ansicht eine Bajadere sein soll, so könnte sie eben nur eine Dewadaschi sein, da sich, wie Sie sicher wissen werden, nur unter dieser höchsten Klasse Natschmädchen Brahmanen befinden."

Zum Verständniß der geehrten Leser diene Folgendes: Die Bajaderen*) oder Natschmädchen, wie sie von — nautch, d. i. Tanz, genannt wer-

*) Portugiesisch Balladeiras.

den, theilen sich in zwei verschiedene Klassen: die Dewadaschis oder Göttersclavinnen, die sich dem Dienst einer bestimmten Gottheit geweiht haben, und in Daatscheris, die Sclavinnen von Jedermann, der sie bezahlt.

Die letzteren ziehen in Gesellschaften im Lande umher, um überall durch Gesang und Tanz ihr Brod zu verdienen.

Die Dewadaschis zerfallen wieder in zwei Klassen; die höhere Klasse wohnt in den Tempeln und darf dieselben nicht ohne Erlaubniß des Oberpriesters verlassen. Die niedere Klasse kann nach Gefallen in Städten oder Dörfern wohnen.

Die ersteren müssen die Thaten und Dienste der Götter besingen und bei den Processionen wie im Tempel vor den Götterbildern tanzen, sie haben die Sträuße und Kränze für Altäre und Opfer anzufertigen, müssen die Priesterzellen; sowie den Tempel rein erhalten, Wolle reinigen, aus der die Götterbilder ihre Bekleidung gefertigt erhalten, müssen ferner in den Tempel Wischnu's die Affen füttern u. s. w.

Beide Klassen der Dewadaschis müssen von tadelfreiem Körperbau und schön sein. Als Kinder in die Tempel gebracht und von ihren Eltern der Gottheit geweiht, deren Priester jene alle

Rechte an ihre Kinder übertragen, werden sie von den Priestern erzogen und müssen ihr ganzes Leben dem Gotte weihen. Niemals dürfen sie sich vermählen. Zwar ist ihnen die Wahl eines Liebhabers gestattet, doch darf derselbe bei fürchterlicher Strafe nur aus einer der beiden ersten Kasten der Bevölkerung gewählt werden, muß also ein Brahmane oder ein Radschpute sein, welche letzteren an Stelle der fast gänzlich ausgestorbenen Kriegerkaste „Kaschtryas" getreten sind.

Die Bildung dieser ersten Klasse Dawadaschis ist in der Regel eine ausgezeichnete.

Die der zweiten Klasse stehen zwar der ersten im Range nach, sind weit zahlreicher, aber auch unabhängiger und reicher, weil ihre, meist der dritten Kaste der Vasyas angehörenden Geliebten in der Regel reicher sind als Brahmanen und Radschputen. Auch tanzen diese Dewadaschis bei den Festen der Vornehmen und Reichen. Ihre Kleidung und ihr Tanz ist reizend und anmuthig, überschreitet aber für ein europäisches Auge die Grenzen der Sittsamkeit gewaltig, obgleich sie sich niemals in so unanständige Stellungen und obscöne Verdrehungen einlassen, wie einige unser Ballettänzerinnen.

Nach dieser nothwendigen Erklärung kehren

wir wieder auf dem Ganges zurück, dessen trübe Fluthen unsere Gesellschaft rasch dahin trugen.

„Wozu der Streit," mischte sich Miß Freemont ein, die in dem andern der dicht neben einander dahingleitenden Kähne saß. „Die Dame war eine Brahmane der höchsten Kaste, und ist weder eine Demadaschi, noch eine Daatscheri. Wollen Sie ihren Namen wissen, Mr. Löwenheim?"

„Nein, Miß Freemont. Wozu soll er mir nützen? Ich werde sie doch niemals wiedersehen!" Indem er die letzten Worte sprach, sank seine Stimme, und er sendete einen Blick sehnsüchtigen Bedauerns zurück nach den Ghaut, wo er die Schöne gesehen. Die Stelle war jetzt leer.

„Nun, wenn Mr. Löwenheim nicht neugierig ist, so sind wir es doch," rief Mrs. Munroe, die Schwester der Majorin. „Ich bitte, Miß Freemont, nennen Sie uns den Namen."

Miß Arabella heftete ihren Blick fest auf Frank, der mit abgewendetem Gesicht dasaß und ganz in den Anblick seiner Rose vertieft schien. Langsam sprach sie: „Die Dame war Nurjesan Mahal, die einzige Tochter und Erbin des verstorbenen Peischwa von Burthpur. Haben Sie niemals von der Rose von Delhi gehört? Sie war es selbst, die schon im zwölften Jahre wegen

ihrer ausgezeichneten Schönheit diesen Namen erhielt.“ Arabella sah, wie Frank zusammenzuckte, allein er wendete sich nicht um, und fuhr fort, die Rose zu betrachten.

„Wirklich? sind Sie Ihrer Nachricht sicher?“ fragte in sehr zweifelhaftem Tone Miß Altgrave.

Ja gewiß, Miß. Altgrave. Ich habe die Prinzessin vor meiner Abreise nach England, also vor kaum einem Jahre bei der Königin von Delhi gesehen und gesprochen; sie ist eine Verwandte von Zimut Mahal, bei der sie seit ihrem zwölften Jahre lebt, und wenn ich nicht irre, war damals von Seiten der Königin das Project im Gange, die Prinzessin an einen ihrer Söhne zu verheirathen. Selbst wenn ich noch in Zweifel gewesen wäre, würde mich die Escorte der Prinzessin, welche oben am Ufer harrte, über sie in's Klare gebracht haben, denn ich erkannte ihre Farben.“

„Aber wie kommt sie hierher?“

„Nun, das ist leicht zu errathen. Die Rose von Delhi ist etwas eigensinnig, und wenn sie sich in den Kopf gesetzt hatte, Benares zu sehen, und in der heiligen Stadt die Sünden ihres jungen unschuldvollen Lebens abzubüßen, wird sich Niemand ihr zu widersetzen gewagt, oder sie, falls dies wirklich geschehen sein sollte, jeden

Widerstand mit dem eisernen Willen, welcher in diesem schönen Kopfe wohnt, besiegt haben. Uebrigens ist die Prinzessin ein liebenswürdiges Wesen, eben so gebildet als schön. Ich für mein Theil könnte sie wie eine Schwester lieben."

„Das macht die Aehnlichkeit des Charakters, denn mir scheint, was die Festigkeit des Willens anlangt, stehen Sie, mein liebes Kind, der Rose von Delhi in nichts nach," bemerkte lachend der Major.

„Ja allerdings, darin haben Sie recht," entgegnete sie, in sein Lachen einstimmend.

Miß Altgrave streckte jetzt ihre knochige Hand nach der Rose in Frank's Hand aus, und sagte spöttelnd: „Lassen Sie doch sehen, Mr. Löwenheim, was so Außerordentliches an dieser Blume ist, das Ihre Aufmerksamkeit so sehr fesselt?"

Frank zog hastig die Blume an sich und verbarg sie auf seiner Brust. Es war ihm ganz unmöglich, sein Kleinod von diesen Händen entweihen zu lassen. Die dürren Finger Miß Altgrave's kamen ihm wie die Füße einer häßlichen Spinne vor, die sich nach der Rose ausstreckten, um ihre Schönheit zu vernichten.

Niemandem war diese hastige Bewegung entgangen, aber keines machte eine Bemerkung dar-

über, nur Mrs. Munroe, eine gute, mütterlich für die Jugend gesinnte Frau, drohte ihm mit den Finger, und lächelte über sein tiefes Erröthen.

Miß Altgrave aber mußte ihrem Grolle über die Verweigerung Luft machen und sagte hämisch: „Ei, so viel Werth legen Sie auf die Blume? Nun freilich, es war ja die Hand einer Prinzessin, aus der sie kam, und erhält doppelte Bedeutung, da die Rose von Delhi sie spendete, so gleichsam sich selbst bildlich an Ihre Brust werfend. Wer weiß, vielleicht wiederholt sich der Roman der Begum Somroo. Hüten Sie sich nur vor dem Geschick Levasso's."

Jetzt war aber Frank's Geduld zu Ende, er schleuderte ihr einen zornig verächtlichen Blick zu, und öffnete bereits den Mund zu einer beißenden Erwiederung, allein Felix warf die Frage dazwischen: „Was ist das für ein Roman, von dem Miß Altgrave spricht?"

„Kennen Sie die Geschichte wirklich noch nicht?" beantwortete Major Bournett, dem Alles daran lag, einen Streit unter seinen Gästen zu vermeiden, eifrig die willkommene Frage: „Sie ist des Hörens werth. Mr. Graves kennt sie auch noch nicht, und hoffe ich die andere Gesellschaft nicht zu langweilen, wenn ich sie Ihnen mittheile.

Sein fragender Blick begegnete nur auffordernden Geberden, so begann er denn seine Erzählung:*) „Zur Zeit als die Maharatten das Reich des Großmoguls bedrohten, stand ein Deutscher aus Schlesien, Namens Sommer, an der Spitze der Truppen von Cossim Aly Khan, des Königs von Delhi, und ward von ihm zum Dank für seine Heldenthaten in dem Kriege gegen die Maharatten nach errungenem Frieden als tributpflichtiger Statthalter in die Provinz Sirhind eingesetzt. Sommer hatte seine eigenen Truppen mit zwanzig Geschützen, und unter seinen Officieren befanden sich zwei Europäer, ein Italiener, Namens Levasso, und ein Deutscher aus Lüttich Namens Legois.

Verblendet vou der Grazie und den Reizen einer Bajadere erhob Sommer das Mädchen zu seiner Gemahlin. Die Ehe mit ihr machte ihn glücklich und verminderte seine Liebe nicht im geringsten, sondern erhöhte sie noch, und der Gedanke, sie vielleicht durch den Tod, den unerbittlichen Räuber von Jugend und Schönheit, verlieren zu können, war ihm ein fürchterlicher.

Nicht so zärtlich fühlte die Begum für ihren Gatten; nun sie die Staffel der Größe erstiegen,

*) Orlich.

ward ihr bald genug die allzu heiße Liebesgluth des so viel älteren Mannes lästig, allein sie war klug genug, ihn glauben zu machen, daß ihr Herz von nicht minderer Leidenschaft und Zärtlichkeit für ihn beseelt sei.

Um ihn darin zu bestärken und Pläne für die Zukunft damit verknüpfend, ließ sie zwei Ringe machen und deren hohles Innere mit tödtlichem Gifte anfüllen. Diese Ringe tauschten die Gatten und schwuren sich gegenseitig, wenn der eine von des andern Tod höre, durch das Gift einem Leben ein Ende zu machen, das doch fortan ein freudenleeres Dasein für den überlebenden sei.

Während einer Krankheit Sommer's brach ein Aufruhr aus.

Die Begum war würdig, die Gattin eines Helden zu sein, furchtlos, von wahrhaft männlichem Muth beseelt, stellte sie sich selbst an die Spitze der Truppen und zog dem Feinde entgegen, nachdem sie beim Abschied ihren Gatten an seinen Schwur erinnert hatte.

Der Kampf mit dem Feinde begann, und während desselben benutzte die Begum die Gelegenheit, welche sich vielleicht nie wieder so günstig zeigte, zur Ausführung ihrer lange genährten Pläne. Sie sendete einen Vertrauten mit der

falschen Nachricht ihres Todes an Sommer. Arglos und vertrauend auf die Liebe des Weibes, das er so hoch erhoben, glaubte er die Lüge und machte, verzweifelnd vor Schmerz, getreu dem der vermeintlich Todten geleisteten Schwure, seinem Leben durch das Gift ein Ende.

Die Begum kehrte befreit von einem ihr lästigen Gatten als Siegerin in ihre Residenz zurück, und ward von dem König als Statthalterin unter der Bedingung bestätigt, drei Bataillone zur Sicherung der Herrschaft kriegsgerüstet zu stellen.

Mit Hilfe Levasso's, den sie heirathete, erfüllte sie diese Bedingung und ließ sich von den Truppen als Fürstin huldigen. Allein auch in der neuen Ehe wurde ihr das Glück nicht zu Theil. Wie sie Sommer's, so ward Levasso nun ihrer überdrüssig und wendete sein Auge auf andere Frauen. Sie liebte jedoch ihren Gemahl, und die Eifersucht machte sie zur Tigerin.

Ein Mädchen, welches ihr Gatte liebte, ward ergriffen und lebendig begraben. Damit Levasso die Unglückliche nicht rette, ließ die Begum Teppiche und Kissen auf dem Grabe ausbreiten, ihr Zelt darüber aufschlagen und verweilte drei Tage und drei Nächte auf diesem Grabe, ihren Gatten

zwingend, ihr ununterbrochen während dieser Zeit Gesellschaft zu leisten. Begreiflicher Weise diente diese Grausamkeit zu nichts weniger; als die erloschene Liebe zu ihr in seinem Herzen wieder zur Flamme zu bringen. Von ihm gemieden, sann sie auf Rache. Er selbst gab sie in ihre Hand.

Levasso's unkluges Betragen, seine maßlose Eitelkeit, sein unverständiger, durch nichts gerechtfertigter Stolz veranlaßten einen Zwist zwischen ihm und George Thomas, den im Dienste der Maharatten stehenden General, der endlich in regelrechten Krieg zwischen beiden ausartete.

Legois rieth seinem General, sich mit Thomas zu versöhnen, allein Levasso, schon längst eifersüchtig auf die Achtung und Liebe der Truppen zu Legois, wollte in dem klugen Rathe Verrath sehen, und entsetzte Legois seiner Stelle. Die Folge dieser Ungerechtigkeit und Thorheit war, daß die Truppen sich empörten und Zaffer Yab Khan, einen Sohn Sommer's von seiner ersten Frau, auf den Musnud*) von Sirhind setzten. Die Begum selbst erklärte ihre Sache für verloren, und sprach zu ihrem Gemahl, sie hoffe, daß er lieber mit Ehren sterben, als schmachvoll als Gefangener

*) Thron.

seiner Feinde leben wolle, sie selbst werde sich unfehlbar tödten, falls sie das Unglück habe, in die Gewalt der Feinde zu fallen.

Levasso stimmte ein, und Beide begaben sich auf die Flucht. Wenig Meilen erst von Sirhind entfernt wurden sie angegriffen und gefangen dahin zurückgebracht. Während dessen ergriff die Begum ihren Dolch, verwundete sich leicht in der Brust, und stellte sich todt. Aufmerksam gemacht durch das Wehklagen der Diener und das Schreien der Frauen, und die Nachricht ihres vermeintlichen Todes empfangend, riß Levasso ein Pistol aus dem Gürtel und erschoß sich.

Die Begum erwachte schnell aus ihrem Scheintode und zog, abermals aus verhaßten Banden befreit, als Gefangene des General Thomas in ihre Residenz ein. Thomas war bald genug von der klugen Frau auf ihre Seite gebracht, und führte den Usurpator von Sirhind Zaffer Khan als Gefangenen nach Delhi.

Abermals auf den Musnud erhoben, verschmähte die Begum fortan die Bande der Ehe, welche ihr statt Rosen nur Dornen gebracht, und regierte mit seltener Klugheit bis zu ihrem vierundsiebzigsten Jahre in Sirhind. In ihren letzten Lebensjahren ließ sie sich taufen und bekannte sich

zum katholischen Glauben, auch adoptirte sie, da sie selbst kinderlos geblieben, zwei Kinder eines Gorowalla.*) Der Sohn ging unter dem ihm als anerkannter Sohn und Erbe der Begum gebührenden Titel, Peischwa Dey-Sommer nach England, und da er ein reicher Erbe war, verschmähte ihn die Tochter eines vornehmen, aber armen Lord nicht, trug jedoch Sorge, ihren Gatten baldmöglichst für verrückt erklären und in ein Irrenhaus sperren zu lassen, ohne daß er nur einen Grad weniger Verstand gehabt, als andere verständige Leute.

Das Mädchen, welches die Begum adoptirt hatte, vermählte sich mit einem Major Regalini. Der Sprößling dieser Ehe sollte einst der Erbe seines kinderlosen Onkels werden, und ward zu ihm nach England geschickt. Allein die Lady Sommer gedachte das fürstliche Vermögen ihres für wahnsinnig erklärten Gatten mit Niemandem zu theilen, und sendete das Kind sofort wieder nach Indien zurück. — Das ist der Roman der Begum Somroo. Wie gefällt er Ihnen?"

„Ein schrecklicher Roman das, reich an Verbrechen und Unglück!" entgegnete Felix, und Mr. Graves stimmte ihm bei.

---

*) Pferdehirt.

„Pah, was wollen Sie?“ versetzte der Major, „Indien ist einmal das Land der Contraste. Sehen Sie sich das fröhliche bewegte Leben genau an, und Sie werden der Schatten genug in dem heitern Bilde finden. Hart neben dem sich nach dem Klange einer ohrenzerreißenden Musik in den Wellen tummelnden Volke versammelt sich eine Familie um das Sterbett eines ihrer Mitglieder, der hieher getragen wurde, um an den Ufern des heiligen Stromes sein Leben zu verhauchen. Vorüber an den lodernden Flammen der Scheiterhaufen, welche die Körper der an diesem Tage Gestorbenen verzehren, zieht unter fröhlicher Musik ein Hochzeitszug. Dort wird ein Kranker noch lebend in die heiligen Fluthen geworfen, oder die letzten Seufzer eines Sterbenden werden mit dem Schlamme des heiligen Flusses, den man ihm unter Gebeten in den Mund stopft, erstickt. Vorüber an Gruppen sich neckender, von Lust und Leben strahlender junger Mädchen treiben die faulenden, von Geiern benagten Leichen in den Wellen Begrabener vorüber. Unter den Lotosblumen versteckt lauert das Krokodil, in dem Kelch der Rose die giftige Fadenschlange, und in dem mit tausend und abertausend Blumen übersäeten Jungle der Tiger auf seine Beute. Wir —

doch da sind wir ja schon! — Nun, meine Herrschaften, steigen wir aus, und betrachten wir uns die Pagode von Durgagund. Ich hoffe, Sie, Gentlemen, haben alle meinen Rath befolgt und sich bewaffnet? Ja? — Nun, wie ich sehe, hat selbst unsere schöne Miß Freemont, unsere kühne Amazone, die Waffen nicht verschmäht," fügte der Major lächelnd hinzu, als Arabella ihren leichten Burnus zurückschlug, aus ihrem Gürtel einen Revolver zog und ihn kaltbültig zum sofortigen Gebrauch in Stand setzte.

Die Majorin sagte kopfschüttelnd: „O Miß Freemont, das wäre doch nicht nöthig gewesen, wir vier Frauen haben ja der Beschützer, denen wir vertrauen können, genug."

„Das ist wohl wahr, liebste Mrs. Bournett, allein — verzeihen Sie mir, Gentlemen, meine ketzerische Meinung — ich verlasse mich am liebsten auf meine eigene Kraft, da ich nicht gern irgend Jemandem, wer es auch sein möge, Verbindlichkeiten schulde. Ueberdies werden wir hoffentlich unsere Waffen nicht brauchen, wenn wir uns nur in Acht nehmen, einen der heiligen Affen zu verletzen, worauf ich Sie, Mr. Strasser, als der mit den Sitten dieses Landes noch am wenigsten Vertraute, nochmals aufmerksam mache. Sollten

Sie selbst von einem der Affen ernstlich belästigt werden, so helfen Sie sich um Gottes willen nicht selbst, und verlassen Sie sich allein auf die Hüter der Affen, die Ihnen alsbald zü Hilfe kommen werden. Was vielleicht ein Eingeborener wagen könnte und zuweilen wirklich wagt, diese Thiere zu schlagen, das wird zum Verbrechen bei einem Europäer. Ich habe es als Kind gesehen, wie das wüthende Volk einen jungen Deutschen buchstäblich in Stücke riß, weil er einen Affen zu Boden geschlagen hatte."

„Miß Freemont hat recht, beachten Sie Alle ihren Wink, ich bitte darum," nahm wieder der Major das Wort. — „Ueberhaupt werden wir gut thun, uns in möglichster Entfernung das Schauspiel zu betrachten. Gehen wir denn."

Die Gesellschaft stieg das Ufer hinauf bis zu dem Punkte, wohin man die Pferde und die Palankine der Damen befohlen hatte.

Die Herren halfen den Damen in die Palankine und bestiegen dann ihre Pferde.

2.
Die Thugs.

Nach einer kleinen Viertelstunde war das reizend gelegene Dörfchen Durgagund erreicht. Man stieg ab und schritt der Pagode zu, die unter den Schatten von Banyanen, Mangos und anderen Fruchtbäumen malerisch neben ihrem ummauerten Teiche liegt, zu dem schöne Freitreppen hinabführen.

Viele Hundert Affen treiben hier ihr Wesen, brechen Blumen, Früchte und Aeste ab, kurz, leben bevorzugter als die Menschen selbst.

Auf den Freitreppen standen Fromme, welche diesen zudringlichen Thieren Futter hinstreuten, und vor den Häusern theilten die Einwohner das Mahl mit ihren Kindern und den Affen. Zum Danke dafür kratzen und beißen die Affen

ihre Wohlthäter und spielen ihnen tausend Possen.

Miß Freemont hegte einen besondern Widerwillen gegen die Affen, deren menschenähnliches Treiben ihr wie eine absichtliche Herabwürdigung des Menschen erschien. Deshalb wendete sie sich bald von dem ihr widerlichen Anblick ab, an dem besonders Miß Altgrave ein außerordentliches Gefallen fand, und schritt einem seitwärts gelegenen Haine zu, in dessen schattige Stille sie sich vertiefte.

Niemand außer Felix bemerkte ihre Entfernung. In Besorgniß, daß ihr etwas Unangenehmes begegnen könne, folgte er ihr in einiger Entfernung, um über ihre Sicherheit zu wachen.

Noch waren seine Gefühle unverändert dieselben, wie sie sich seiner bei Arabella's erstem Anblick bemächtigt hatten, er kämpfte nach Kräften dagegen, erreichte aber damit nichts weiter, als die Fertigkeit der Selbstbeherrschung, mit der er sie jedem Auge verbarg.

Frank allein ahnte etwas von seinen Kämpfen, er sah die Gluth unter der kalten Ruhe seines Umgangs mit Arabella, aber er machte nie eine Anspielung darauf, und war nur bemüht, ihn scheinbar absichtslos in dem Bestreben zu unter-

stützen, sich Miß Freemont so fern als möglich zu halten.

Diese selbst ward in dem Grade durch sein kaltes, fast an Unhöflichkeit streifendes Betragen getäuscht, daß sie glaubte, er hege eine bestimmte Abneigung gegen sie.

Natürlich mußte dies die gefeierte verwöhnte Schönheit, welche überall, wohin sie kam, die junge Männerwelt zu ihren Füßen sah, in nicht geringem Grade verdrießen, da sie aber viel zu stolz war, sich irgend etwas davon merken zu lassen, so behandelte sie Felix ganz ebenso wie den, zwar nicht minder fischblütigen — wie sie bei sich sagte — aber mindestens ausnehmend artigen, galanten Mr. Löwenheim.

Das war Felix' Glück, denn wenn sie, verletzt wie sie sich durch sein Betragen fühlte, ihn so kalt behandelt, wie er es nach ihrer Meinung verdiente, so würde seine scheinbar kalte Ruhe einen harten Stoß erhalten und er sich vielleicht gar verrathen haben. Im Stillen beschäftigte sich jedoch Arabella weit mehr mit ihm, als sie sich je mit irgend einem Manne beschäftigt hatte. Sie wußte das selbst nicht, und ahnte also auch nicht im entferntesten, wie leicht so etwas für die Ruhe des Herzens gefährlich wird.

Der Weg, welchen sie jetzt verfolgte, ward immer schmaler, das Gebüsch, welches sich mit Unterholz vermischte, immer dichter, und doch dachte sie nicht an die Umkehr, sondern wanderte, angelockt von ,dem geheimnißreichen Dunkel und dem Gesange zahlreicher Vögel, weiter und weiter.

Der Pfad führte sie endlich zu einer Ruine, die wohl ehemals ein prächtiger Tempel gewesen sein mochte. Säulentrümmer von weißem und rothem Marmor lagen umher, von einer schönen großblättrigen Epheuart umschlungen und überwuchert. Hier herrschte die tiefste Ruhe, und nur spärlich drangen einzelne Sonnenstrahlen durch das dichte Gebüsch. Die Stelle schien gefeit. Kein Vogel schmetterte hier sein fröhliches Lied. Seitwärts lag ein Sumpf, und ein giftiger Dunst schien über ihm zu lagern, trotz der Blumenpracht, die aus seiner Tiefe emporsproßte.

Schaudernd wendete sich Arabella ab, keine Stätte heiliger Einsamkeit erschien ihr die Ruine mehr, sondern eine des Todes und der Vernichtung. Schon wollte sie den Platz verlassen, als ein Laut wie der erstickte Hilferuf eines Menschen ihr Ohr erreichte, dem sich ein Geräusch beimischte wie ein Ringen zweier Per-

sonen. Ein lautloser Kampf schien jenseit einer niederen Mauer des Tempels vor sich zu gehen.

Arabella zog ihren Revolver und schritt entschlossen auf den Ort zu, sich vorsichtig auf eine zertrümmerte Säule schwingend, deren noch dastehende Schwester ihren Körper genügend verbarg. Felix war im Nu neben ihr, auch in seiner Hand glänzte die todbringende Waffe. Ein strahlendes Lächeln Arabella's bewillkommte ihn, aber sie fragte nicht, woher er komme, sondern wendete sofort ihren Kopf wieder, um die Ursache des Ringens, welches immer noch lautlos fortdauerte, zu erkunden.

Jenseit der Mauer war ein reicher Teppich ausgebreitet. Ein Greis in der Tracht eines Brahmanenpriesters und ein reich geschmücktes junges Mädchen schienen sich an diesem Orte der Ruhe hingegeben zu haben; Früchte, silberne Gefäße und ein offenes Buch lagen auf dem Boden umher.

Jetzt wälzten sich die Beiden mit zerrissenen Kleidern, mit zwei fast gänzlich nackten Gestalten kämpfend, auf dem Teppich umher. Um den Hals des Greises war eine Schnur geschlungen, mit der er erdrosselt werden sollte. Glücklicher Weise jedoch war es ihm gelungen, seine linke Hand

zwischen die Schnur und den Hals zu schieben, und so das gänzliche Zuziehen zu verhindern, mit der Rechten hielt er mit eiserner Kraft den Mörder gepackt, der sich vergeblich zu befreien strebte.

Das Gesicht des jungen Mädchens war mit einem dichten seidenen Tuche umwunden. Trotzdem daß sie nichts sehen konnte, stieß sie mit einem Dolche fortwährend nach dem Mörder, der neben ihr kniete, und nicht minder vergeblich als sein Spießgesell sich bemühte, mit der freien Hand die blitzschnell herüber und hinüber fahrende kleine Hand zu packen.

Endlich gelang es ihm. Mit einem teuflischen Triumph auf den verzerrten Zügen umkrallte seine andere Hand, welche bisher das Tuch festgehalten hatte, den Hals des Opfers.

„Es sind Thugs," flüsterte Arabella. „Zielen Sie gut und retten sie den Alten, ich übernehme das Mädchen."

Zwei Schüsse knallten zu gleicher Zeit. Beide Mörder sanken auf ihre Opfer nieder.

Die Kugel Arabella's hatte den Thug gerade in das triumphirende Gesicht getroffen, sein Gehirn spritzte umher und besudelte das halbtodte Mädchen, das, obgleich noch bei Bewußtsein und von der würgenden Faust an ihrer Kehle erlöst,

nicht mehr Kraft genug besaß, ihr Gesicht von dem Tuche zu befreien.

Felix hatte nicht so gut getroffen. Die Bewegungen des Alten, den mit zu treffen er fürchten mußte, waren ihm hinderlich gewesen. Der Thug lebte noch, doch war er tödtlich verwundet.

Die Wand ward rasch überklettert, und im nächsten Augenblicke knieten beide Helfer neben ihren Geretteten.

Arabella entfernte eilig das Tuch von dem Gesicht des Mädchens und blickte mit sanfter Milde und zartem Mitleid auf ihren Schützling nieder. Doch jene begegnete ihrem Blicke nicht mit dem Ausdruck der Dankbarkeit. Ein Blitz des Hasses leuchtete Arabella so unverkennbar und ausdrucksvoll entgegen, daß sie fast erschreckt zurückfuhr. Allein im nächsten Augenblicke beugte sie sich von Neuem über sie und fragte in hindostanischer Sprache mit sanftem Tone: „Wie ist Dir, Kind? Wirst Du im Stande sein, Dich zu erheben?"

„Wo ist mein Vater, mein Vater!?" rief mit noch schwacher Stimme das Mädchen.

„Fürchte nichts für ihn, er lebt. Wir kamen gerade noch zu rechter Zeit, um Euch zu retten. Sieh, dort ist er." Arabella hob des Mädchens

Kopf empor und richtete ihn nach der Seite, wo der Brahmine, von Felix unterstützt, sich langsam erholte, obgleich er zum Sprechen noch unfähig war.

Vater und Tochter wechselten einen zärtlichen Blick, ein glückliches Lächeln glitt über das dunkle, aber reizende Gesicht des jungen Mädchens, und sie wendete sich Arabella wieder zu. „So warst Du und jener Mann es, denen wir das Leben verdanken? Kann es denn möglich sein, daß sich Feringhees bemühten, das Leben zweier verachteter Hindus zu erhalten?"

„Ja gewiß, was giebt es da zu erstaunen? Unsere Religion gebietet uns, hilflosen Menschen beizustehen. Ueberdies verachte ich — und mit mir mein Begleiter — nur die, welche durch ihre Thaten unsere Verachtung verdienen, und selbst solchen würden wir in Todesgefahr beistehen. Das Christenthnm, mein Kind, ist eine Religion der Liebe, und lehrt uns, unsern Nächsten gleich uns selbst zu lieben."

„Wer ist das, unser Nächster?"

„Du, Dein Vater, alle Menschen. Alle haben Anspruch auf meine Christenliebe, auf Schutz in ihrer Gefahr, falls ich im Stande bin, ihn zu gewähren."

„Auch alle Hindus?“

„Ja natürlich, alle, alle Menschen, welche auf Erden wandeln. Wie vor Gott kein Ansehen der Person gilt, so muß sich auch die Nächstenliebe eines echten Christen auf alle Menschen erstrecken, ohne Rücksicht auf Rang und Stand oder Nationalität.“

„Ach, wie schön! — So sind die Engländer keine Christen, und nennen sich nur so?“

Arabella erröthete tief bei diesen naiven Worten des Mädchens, die deutlich genug die fürchterliche Anklage aussprachen, welche die Hindus mit vollem Rechte gegen ihre Unterdrücker erheben dürfen, doch entgegnete sie sanft: „Alle Engländer sind Christen. Warum zweifelst du daran? Auch ich bin eine Engländerin.“

Ein plötzlicher Schatten des Hasses und Widerwillens zog über des Mädchens ausdrucksvolle Züge. Hastig erhob sie sich aus Arabella's Armen und saß allein aufrecht. Doch alsbald schämte sie sich wieder ihrer Gefühle, ergriff die gütige Hand ihrer Retterin und küßte sie. Dann ließ sie dieselbe wieder fallen, und derselbe feindselige Ausdruck erschien abermals, während sie sprach: „Du willst wissen, warum ich an dem Christenthum

Deiner" — Sie wurde durch lautes Rufen der nach Arabella und Felix Suchenden unterbrochen.

Arabella sprang empor, und ihre Antwort brachte schnell Frank und den Major herbei.

Während jene in geflügelten Worten ihre Bestürzung und das Suchen nach den Vermißten, und diese ihre Erlebnisse schilderten, hatte sich das Mädchen in den fernsten Winkel zurückgezogen, sich schamhaft in die Reste ihres zerrissenen Feredschi*) hüllend. Der Brahmine hatte sich ziemlich erholt und war seiner Tochter gefolgt.

Die Leichen der beiden Thugs — der andere war inzwischen auch gestorben — wurden betrachtet, und Major Bournett mahnte dringend zum Aufbruch, denn die Sonne sank, und war sie vom Horizonte verschwunden, so mußte man sich in dem dichten Walde sofort in völliger Dunkelheit befinden. Arabella trat zu den Geretteten und fragte den Greis: „Wohin führt Dein Weg?"

„Nach Benares, Mam Sahib**). Wir waren auf der Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt begriffen, und wollten in Durgagund die größte Hitze vorüberlassen, ehe wir weiter reisten. Diese

*) Schleier.

**) Soviel wie Herrin oder Gebieterin.

Thugs hatten wir in unsere Dienste genommen, und sie schlugen uns den Wald als Ruheplatz vor, was ich um meiner Tochter willen, die nicht gern im Dorfe verweilen wollte, annahm. Unsere Elephanten sind mit ihren Mahouds nach dem Dorfe voraus."

„Willst Du uns mit Deiner Tochter dahin begleiten?"

Er warf einen finstern Blick auf den Major und Frank, und schaute dann wieder Arabella an. Die finsteren Augen wurden freundlich, und die Arme über der Brust kreuzend, erwiderte er ehrerbietig: „Befiehl, Mam Sahib, Douschmanta und Sakuntala werden gehen, wohin Du willst, ihr Leben gehört Dir."

„Dann, Douschmanta, befehle ich Dir und Deiner Tochter, mich nach Benares zu begleiten. Ich werde dann mindestens sicher sein, daß Euch auf dem Wege dahin nicht eine neue Gefahr bedroht.

Sich verbeugend sagte er: „Es geschehe, wie Du willst."

Arabella wendete sich nun zum Mädchen. „Willst Du meinen Mantel annehmen? Dein Gewand ist so zerrissen, daß es Dich kaum bedeckt."

Sakuntala blickte ihren Vater fragend an.

„Thue es, Tochter. Obgleich eine Feringha, ist sie doch ein edles Wesen, überdies wird das Wasser des heiligen Stromes noch heute jede Befleckung von Dir nehmen."

Arabella war zu genau mit den indischen Sitten bekannt, um sich darüber zu erzürnen, daß man ihren Liebesdienst als Befleckung betrachte.

Glücklich kam man in dem Augenblicke, wo die Sonne hinter den Bergen versank, in dem Dorfe bei der übrigen Gesellschaft an.

Wie man auch suchen und forschen mochte, die Elephanten Douschmanta's waren nicht eingetroffen, und am Ende blieb kein Zweifel übrig, daß die Mahouds ebenfalls zu den Thugs gehört und sich mit den Schätzen, welche die Haudah des Pack-Elephanten barg, nach einem ganz andern Orte aus dem Staube gemacht hatten, wohin ihnen natürlich die Mörder nachgefolgt wären, wenn ihnen der Mord gelungen, was ohne Arabella's und Felix' Dazwischenkunft ohne Zweifel geschehen sein würde.

Die beiden Geretteten ertrugen ihren großen Verlust mit bewundernswerther Ruhe. Einer der indischen Diener mußte Douschmanta sein Pferd überlassen, und Arabella nahm das Mädchen

mit in ihren Palankin. So trat man den Rückweg nach Benares an. Fackelträger beleuchteten den Weg, und in jedem Palankin brannte hell in einer Laterne eine Lampe.

Arabella betrachtete die neben ihr liegende Sakuntala mit der Bewunderung, welche dieses edle, stolz geschnittene Gesicht und die dunklen, flammenden, kühnen Augen verdienten.

Plötzlich sprach das Mädchen: „Ich wurde unterbrochen, als ich Dir Deine Frage, warum ich nicht an das Christenthum Deines Volkes glauben kann, beantworten wollte. Erlaube, daß ich dies jetzt thue. Willst Du mir wohl beantworten, ob die Religion, welche, wie Du sagst, eine Religion der Liebe ist, ihren Bekennern erlaubt, heilige Schwüre und Verträge zu brechen? Dürfen sie ein Land, eine Nation, die sie als arme Gäste aufgenommen, berauben? Dürfen sie das Land an sich reißen und die Bewohner unter ihre Füße treten, zu ihren Sclaven machen oder mindestens als solche behandeln? Ist ihnen von ihrem Gotte erlaubt worden, die Körper der Armen, die der Frauen und unschuldiger Mädchen durch unmenschliche Foltern zu zerstören, um von den Gemarterten Geld zu erpressen, damit sie, die Räuber, in dem Reichthume schwelgen können, den sie den ehe-

mals freien Besitzern und Herren des Landes entrissen? Beantworte mir das — aber nein, Du kannst es nicht. Geh, Du willst mich belügen, oder belügst Dich selbst. Entweder ist Dein Gott ein schwacher, schlechter Gott, der es ungestraft zuläßt, daß seine Bekenner ihn verachten, indem sie seinem Gebote trotzen, oder die Engländer sind keine Christen, wenn sie sich auch so nennen."

Arabella schwieg und neigte beschämt ihr Haupt. Was sollte, was konnte sie auch sagen, das diese einfache Logik zu Schanden machen konnte? Hatte jene nicht Recht? War nicht die englische Politik in Indien eine Politik des perfidesten Treubruchs und Verraths gewesen, seit der erste Engländer den Boden des Landes betreten? O, sie kannte allzu genau die empörende Weise, auf welche die Zemindare*) der Regierung und der vornehmen englischen Gutsbesitzer Indiens die Steuern erpressen durften. Sie kannte auch jenen Vorgang im englischen Parlament, wo, als ein edler Engländer diese Scheußlichkeiten vor der Versammlung aufdeckte und die Menschlichkeit der Gesetzgeber für das arme unterdrückte Indien aufrief, der Minister für

*) Steuereinnehmer.

Indien die schamlose Antwort gab: es seien allerdings einige einzelne (!?) Fälle solcher Tortur vorgekommen, allein diese Tortur sei nicht von den Engländern erfunden, sondern bereits eingeführt gewesen, und man habe sonach nur einen herrschenden Gebrauch acceptirt.

Das war die ganze Entschuldigung. Man erröthete nicht, daß Christen sich der unmenschlichen Mittel bedienten, die Götzendiener erfanden, und ohne Scheu vor dem Zorne eines Gottes, den sie nicht kannten, ausüben mochten, die aber, von Christen ausgeübt, um Rache zum Himmel schreien.

All' dies durchkreuzte Arabella's Gedanken, und in ihrem edlen Herzen rief es: „Schmach über eine Regierung, die sich solcher Mittel bedient!"

Sakuntala verstand ihr Schweigen, und begann, zu zartfühlend, um noch mehr Anklagen gegen die Nation zu schleudern, der ihre Retterin angehörte, eine andere Unterhaltung. „Bleibst Du in Benares, Mam Sahib? oder wohin gehst Du?"

„Nein, Sakuntala, ich bleibe nicht dort, ich gehe nach Delhi."

„Wie lange bleibst Du allda?"

„Immer. Indien ist mein zweites Vaterland, ich liebe Indien."

„Du darfst nicht in Delhi bleiben!“

„Warum nicht?“

„Du darfst nicht. Verlasse Delhi, verlasse Indien, geh' fort, so weit Du kannst, und nimm jenen jungen Mann, unsern zweiten Retter, mit Dir. Ist er auch von Deiner Nation?“

„Nein, Sakuntala, er ist ein Deutscher.“

„Ein Deutscher? Was ist das?“

„Deutschland ist ein großes, schönes Land inmitten Europas. Wie Indien früher war und zum Theil noch ist, ist es in viele Königreiche und Fürstenthümer getheilt, die jedes ihren eigenen Herrscher haben. Die Deutschen sind eine tapfere, edle Nation, sie könnten auch eine große, gefürchtete sein, wenn sie wollten,“ setzte Arabella gedankenvoll, fast vergessend, zu wem sie sprach, hinzu.

„Gleichviel, er ist ein Wilyati*). Wenn Du Delhi verlässest, nimm ihn mit Dir.“

„Aber ich denke gar nicht daran, Delhi zu verlassen, wenn ich erst dort bin. Ueberdies würde mir auch Mr. Strasser gar nicht folgen wollen, unsere Lebensbahnen gehen weit auseinander, er nimmt an mir keinerlei Antheil, nur die ge-

*) Ausländer.

meinschaftliche Reise fesselt ihn eine kurze Zeit an mich."

Das Hindumädchen sah ihre ältere Gefährtin mit einem sehr überlegenen Lächeln an und sagte: Du bist blind, Mam Sahib, oder willst mich blind machen. Der Deutsche würde Dir folgen, wohin Du willst, und ginge es in den Tod. Er liebt Dich, er lebt von dem Hauch Deines Mundes, er verehrt die Spuren Deiner Tritte."

Die Indierin hatte mit hohem Ernste gesprochen, Arabella hatte es wohl gesehen, und doch war ein lautes, übermüthiges Gelächter ihre erste Antwort; es kam ihr zu lächerlich vor, der ernste zurückhaltende Deutsche, der arme Geschäftsgehilfe eines reichen Hauses, könne es wagen, sie, die reiche englische Dame von hohem Stande, zu lieben. Endlich sagte sie noch lachend: „Du irrst dich, Sakuntala, er denkt nicht an mich, er wagt nicht, in Liebe an Arabella Freemont zu denken," fügte sie mit großem Stolz hinzu.

„O ja, er denkt an Dich alle Zeit, oder Sakuntala vermag Surya*) nicht mehr von Soma**) zu unterscheiden. Agnis***) Feuer-

*) Die Sonne.
**) Der Mond.
***) Der Vulkan der indischen Mythologie.

flammen brennen nicht heller, als die Liebe zu Dir in seinem Herzen. Es ist sein Kismeth,*) Dich zu lieben, und Du kannst es ihm nicht wehren, blickt doch der Paria zu Mahadeo, dem höchsten Gotte auf, warum nicht ein Sterblicher zum andern? Doch wozu uns darüber streiten! Wenn es Dein Kismeth ist, ihn zu lieben, so wirst auch Du Kama**) nicht widerstehen können. Wann wirst Du Indien verlassen?"

„Ich sagte es Dir ja schon, Sakuntala" — rief, etwas ärgerlich über diese Beharrlichkeit, Arabella. — „Ich denke nicht daran, mein zweites Vaterland zu verlassen. Warum kommst Du immer wieder darauf zurück?"

„Mam Sahib," entgegnete mit großem Ernste, fast feierlich, die Indierin, „noch gestern würde Sakuntala den für wahnwitzig gehalten haben, der ihr gesagt, sie würde eine Feringha lieben. Nun, heute ist das geschehen, Du hast Deine Hand mit Blut befleckt, um das Leben eines Hindumädchens, eines verachteten Geschöpfes in

*) Bestimmung.

**) Der indische Amor reitet in warmen Sommernächten auf einem grünen Papagei umher und verwundet die Herzen, welche er seiner Macht unterwerfen will, mit einem Blumenpfeil.

den Augen Deiner Landsleute, zu retten. Ein Wilyati hat meinen Vater gerettet, und Sakuntala liebt Euch Beide, sie möchte Rettung mit Rettung vergelten. Deshalb sage ich Dir noch einmal: Fliehet, fliehet, da es noch Zeit ist, es droht Euch eine furchtbare Gefahr, und ist sie da, dann ist es zu spät, vor ihr zu entfliehen!"

Ein unwillkürlicher Schauder erfaßte Arabella, aber eine starke, wenig abergläubische Seele, wie sie war, schüttelte sie ihn schnell ab und entgegnete freundlich: „Ich danke Dir, Sakuntala, für den Antheil, den Du an mir nimmst, aber ich verlasse Indien nicht."

Die Indierin sagte nichts mehr, und wenig Minuten später wurde der Palankin vor dem Eingange des Hauses niedergesetzt, in welchem der Major wohnte, bei dessen Gemahlin Arabella ihr Quartier genommen.

Sakuntala nahm mit warmen Worten der Dankbarkeit von ihrer Retterin Abschied, und fügte hinzu: „Da Du meine Warnung verschmähtest, so nimm mindestens dies Kleinod von mir an, und trage es stets bei Dir, am Tage und während der Nacht. Naht die Gefahr, von welcher ich sprach, so begieb Dich zum Tempel Wischnu's in Delhi, laß den Oberpriester Sarawânti rufen

und gieb ihm dies Zeichen, es sichert Dir und noch einer Person, hörst Du es, Arabella Freemont, nur noch einer Person, seinen mächtigen Schutz. — Es wird dann Deine eigene Schuld sein, wenn Du, meinen Rath nicht achtend, der Gefahr erliegst, oder ihr selbstsüchtig allein entfliehst, und den dessen ganzes Herz an Dir hängt, rettungslos darin umkommen lässest. Lebe wohl!" Die Hand ihres hinzugetretenen Vaters erfassend verschwand sie, Felix und Arabella noch einmal zuwinkend, im nächtlichen Dunkel, ohne die Uebrigen nur eines Blickes gewürdigt zu haben.

Bei dem Lichte der Fackeln, welche die Diener trugen, betrachtete Arabella den Gegenstand, welchen sie von der Indierin erhalten. Es war ein kostbarer Smaragd von der Größe einer Kirsche, der jedoch durch die seltsame Art, in welcher er geschnitten und mit eingegrabenen Zeichen bedeckt war, viel von seinem ursprünglichen Werthe verloren hatte; er war an einer dünnen Goldschnur befestigt, die Arabella sofort um ihren Hals schlang, entschlossen, den Edelstein nach dem Wunsche der Geberin stets zu tragen, weniger, weil sie wirklich an eine drohende, unbekannte Gefahr glaubte, als zum Andenken an das liebliche Hindumädchen, dessen Geist sie bewunderte.

Als sie nach dem Umkleiden in das Sprechzimmer eingetreten war, worin man sich gewöhnlich vor dem Diner aufhielt, das diesmal selbst nach anglo-indischer Sitte sehr spät eingenommen wurde, richtete sie forschend ihre Augen auf Felix. —

Nein, es war unmöglich, Sakuntala hatte sich getäuscht. —

„Mr. Strasser, ich bitte auf ein Wort!" rief sie ihm zu, der in einem der Fenster lehnte und nach der Stadt hinüber blickte, die dem Feste zu Ehren im Lichte einer märchenhaften Illumination schimmerte.

„Sie befehlen, Miß Freemont?" fragte er zu ihr tretend.

Keine Miene seines ruhigen Gesichts hatte sich verändert auf ihren Ruf, seine Farbe war nicht erhöht, und seine Augen, deren schönes sammetnes Braun schon oft die stille Bewunderung Arabella's erregt hatten, zeigten keinen andern Ausdruck, als den kalter Höflichkeit.

Sie redete ihn an: „Verzeihen Sie mir, Mr. Strasser, meine Neugierde, aber es interessirt mich so sehr, zu wissen, was Ihnen Douschmanta gesagt hat, daß ich nicht anstehe, Ihnen die Bitte um Mittheilung Ihrer Unterhaltung mit ihm

vorzutragen. Das heißt, wenn Sie nicht etwa wünschen, sie geheim zu halten, dann —"

„Nein, durchaus nicht, Miß Freemont" — fiel er ihr rasch in's Wort, und nahm auf ihren einladenden Wink ihr gegenüber Platz. „Der Brahmine war anfangs etwas wortkarg, ward aber mit einem Male ganz beredt, um mich über meine Ab- und Aussichten hier in Indien auszufragen. Als er erfuhr, daß ich jedenfalls ein Jahr, vielleicht aber noch länger mich in Delhi aufzuhalten gedächte, suchte er mich durchaus zu bestimmen, von diesem Plane abzusehen und Indien überhaupt ganz zu verlassen; auch Sie, Miß Freemont, soll ich dazu überreden. Als ich ihm darauf entgegnete, daß ich nach Indien gekommen, um mir womöglich durch meinen Fleiß ein im Vaterlande durch Unglücksfälle verlorenes Vermögen wieder zu erwerben, bot er mir sogar eine große Summe Geldes als Belohnung für seine Rettung an. Ich schlug natürlich sein Anerbieten entschieden aus, und verweigerte, da er mir nicht sagen wollte, was das für eine Gefahr sei, die Sie und mich bedrohe, trotz seines immer dringender werdenden Wunsches, Indien zu verlassen, versprach jedoch, Ihnen seine Warnung mitzutheilen, welcher Pflicht ich mich hierdurch entledige."

„Und das war Alles?“

„Ja, der Hauptsache nach. Doch nein, jetzt fällt mir sein Abschied ein. Mit feierlichem Ernste sprach er dabei: Lebe wohl junger Mann, Lakschmi*) sei mit Dir, sollte Dich aber Bhawani**) die Grausame erreichen, so denke daran, daß Dich Douschmanta nicht undankbar ohne Warnung ihr preisgeben. Geh', Licht sei auf Deinem Wege, weit weiche der Schatten des Unglücks von Dir zurück. Geh', seinem Kismeth kann Niemand entfliehen.“

„Seltsam! — Sakuntala drang mit nicht minderer Beredsamkeit in mich, dies Land zu fliehen. — Sollte wirklich Unheil drohen? — Pah — gleichviel,“ fügte sie muthig hinzu. „Ich fürchte keine Gefahr. Dank meines theuern Vaters männlicher Erziehung, die er mir gegeben, bin ich frei von jeder feigen Schwäche meines Geschlechts. Ueberdies besitze ich ja einen Talisman. Sehen Sie diesen Stein, Mr. Strasser, Sakuntala gab ihn mir, er soll mir — nein uns Beiden, denn ich kann nicht zweifeln, daß die Geberin in der andern Person, die sie retten

*) Die Segensgöttin.

**) Die Gemahlin Siva's des Zerstörers.

möchte, nur den Retter ihres Vaters im Auge hatte — den Schutz Sarawântis, des Oberpriesters im Wischnu-Tempel zu Delhi sichern. Ich werde Sie also, zum Dank für Ihren heutigen unerwarteten willkommenen Beistand, mit mir retten, wenn Ihnen, oder vielmehr uns Beiden Gefahr droht, so lange Sie in Delhi sind."

„Miß Freemont, so lange es mir vergönnt ist, in Ihrer Nähe zu weilen, wird jede Gefahr, die Sie bedroht, mich an Ihrer Seite, zu Ihrem Schutz bereit finden. Erliegen Sie, so werde ich vorher erlegen sein." Felix gab die Versicherung mit einfachster Ruhe, ohne eine Spur von Leidenschaft, aber mit solchem Ernste, daß Arabella sich von der unerschütterlichen Wahrheit derselben vollständig überzeugt fühlte.

Ueber ihr Gesicht glitt ein leises Lächeln der Befriedigung, aber sie fragte kalt: „Und was erwarten Sie als Gegenleistung von meiner Seite für so viel Aufopferung?"

Er richte tesich hoch auf und sah sie mit einem stolzen Blicke an, indem er einfach entgegnete: „Ich erwarte nichts, nicht einmal Ihren Dank begehre ich."

„Nicht?' fragte sie halb beleidigt, überwand aber sogleich ihre leise Empfindlichkeit, und reichte

ihm mit einem wahrhaft sonnigen Lächeln die kleine Hand, indem sie hinzufügte: „Sie sollen ihn aber dennoch haben."

Felix griff rasch nach der Hand, die er mit wonnigem Erbeben znm ersten Male in der seinen fühlte, aber als er sogar einen leisen Druck empfand, da drohte ihn alle Selbstbeherrschung zu verlassen, eine dunkle Purpurgluth bedeckte sein Gesicht, er beugte sich nieder und drückte einen glühenden Kuß auf diese Hand, ließ sie jedoch sofort wieder los, und ohne die Augen zu Arabella zu erheben, verbeugte er sich tief, um das Zimmer zu verlassen. Draußen in dem erfrischenden Winde, der von dem Ganges herüberwehte und seine pochenden Schläfe kühlte, versuchte er die Ruhe wieder zu gewinnen, die ihm dieser einzige leise Händedruck geraubt.

Arabella hatte mit Verwunderung, aber nicht ohne das Gefühl des Triumphes und freudiger Befriedigung die wundersame Veränderung des sonst so kalten, ruhigen Mannes gesehen, träumerisch flüsterte sie vor sich hin: „Sakuntala, Sakuntala! solltest Du dennoch recht haben?!"

Frank war fast aus gleicher Ursache nicht minder erregt als sein Freund. Wohl hatte er gefühlt, daß er zu tief in die brennenden Sammet-

augen der Rose von Delhi geblickt, denn immer wieder kehrten seine Gedanken zu ihr zurück, er suchte sich endlich mit Gewalt ihrer zu erwehren und seine Aufmerksamkeit auf die Umgebung zu richten.

Halb schien ihm dies gelungen, als er mit den Anderen an der großen Treppe des Teiches von Durgagund stand, da fühlte er seinen Arm leise berührt.

Er wendete sich um und sah einen Hindu neben sich, der ihm in ehrerbietigster Weise den Salam machte.

„Was willst Du?" fragte Frank in hindostanischer Sprache.

„Surya leuchte Deinem Leben, o Sahib, und Lakschmi möge Dich mit ihren reichsten Gaben überschütten. Willst Du wohl Deinem Diener einige Fragen beantworten?"

„Es kommt darauf an, was es für welche sind."

„O, sie sind leicht beantwortet, wenn Du nur willst."

„Nun so frage, wenn es mir gefällt, werde ich antworten," entgegnete Frank, und trat mit ihm seitwärts unter den Schatten einer Gruppe Tamarinden.

„Wie ist Dein Name, o Sahib?"

„Was geht das Dich an? Warum willst Du das wissen?"

Statt aller Antwort zog der Hindu eine Rose derselben Gattung, wie Frank von der Prinzessin erhalten, aus seinem Gewande und reichte sie ihm.

Frank griff erröthend darnach und verbarg sie bei ihrer Schwester, während er ohne weiteres Zögern seinen Namen nannte.

„Du bist ein Engländer?" fragte der Hindu weiter.

„Nein, ein Deutscher."

„Sehr gut, o Sahib, gesegnet sei Dein Athem! Dein Stand?"

„Kaufmann."

„Wohin führt Deine Straße? oder bleibst Du in Benares?"

„Nein, ich gehe nach Delhi, wo ich ein Jahr, vielleicht auch länger verweilen werde."

Eine Wolke zog über des Indiers sanftes Gesicht, aber es erhellte sich rasch wieder, als er weiter fragte: „Liebst Du die Blumen und des Ganges heiliges Wasser?"

„Ja, ich liebe die Blumen, vor allen aber die königliche Rose, die schönste der Schönen. Der

Ganges ist mir heilig, seit ich in seinen Fluthen das Lieblichste gesehen, was je mein Auge erschaut."

„Schabasch!*) o Sahib. Siehe, ehe Sonna einmal seinen Lauf vollbracht hat, wird Delhi um eine Rose reicher sein."

„Habe Dank für diese gute Nachricht, mein Freund!" und Frank ließ seine reichgefüllte Börse in die Hand des Hindu gleiten.

„Wie heißt Du?"

„Djéhan. Ich bin' der Milchbruder der Prinzessin Nurjesan Mahal, der Rose von Delhi, meine Mutter war ihre Aja.**)"

„Nun denn, Djéhan mein Freund, willst Du dies der Rose überbringen und ihr sagen: Der deutsche Kaufmann zähle die Stunden, bis er, in Delhis goldene Thore einziehend, eine Luft mit der Perle der Schönheit athme." Frank steckte über die Stiele eines niedlichen Straußes, den er von einer der Blumenverkäuferinnen in der Pagode gekauft, einen erst am Tage vorher in dem Bazar von Benares gekauften, sehr schönen und kostbaren Diamantring, und übergab ihn den Boten.

*) Sehr gut.
**) Amme.

Dieser verbarg ihn unter seinem Gewande und verschwand, nachdem er sich bis zur Erde verneigt hatte, unter dem Menschengewühle.

Im nächtlichen Dunkel wanderte Frank nun im Garten des Majors umher, und überdachte das Abenteuer des Tages. Hatte er nicht unklug gehandelt, sich in solchen Liebeshandel einzulassen? — Liebe? — War es denn in Wahrheit möglich, daß er, der sich stets über eine Liebe auf den ersten Blick, die er allein in den Romanen möglich fand, lustig gemacht, — er, der noch vor Kurzem über seines Freundes schwache Natur mit mitleidigem Bedauern im Stillen gelächelt, ihn im Innern seines Herzens unmännlich genannt hatte, jetzt selbst, von einem einzigen Blicke entzündet, sich widerstandlos den plötzlich erwachten Gefühlen für ein Wesen hingab, das durch einen unausfüllbaren Abgrund von ihm getrennt war? Wozu sollte solche Liebe führen? O, er wußte ja Alles, was sich gegen diese Liebe sagen ließ, nichts war ihm unbekannt, selbst nicht die furchtbare Gefahr, welche für ihn, den Fremdling, darinnen verborgen lag, aber dennoch — sah er nicht das holde Antlitz vor sich, fühlte er nicht den Strahl dieses sanften und doch so feurigen Auges immer tiefer in sein Herz dringen?! —

Der Verstand beugte sich vor den Gefühlen, und er beschloß, komme was da wolle, dem Zuge seines Herzens zu folgen.

Ehe wir weiter fortschreiten in unserer Erzählung, schalten wir, zum Nutz und Frommen unserer werthen Leser, eine kleine Skizze über die Thugs ein.

*) Die Thugs, Thags oder Phansigars sind Mörder und Räuber, jedoch völlig verschieden von den Dacoits, die nur um des Gewinnes willen rauben und morden, während jene Raub und Mord als einen Theil ihrer Gottesverehrung betrachten. Bhawani, die Göttin der Zerstörung, von ihnen gewöhnlich Devy, Kali oder Durga genannt, ist die Gottheit, welche sie anbeten, und von welcher sie sich berufen glauben, in ihrem Dienste, ihr zum Opfer Menschen zu ermorden.

Im Tempel dieser blutigen Gottheit zu Calcutta darf zum Andenken an den Dämon Rakkat-Byg**), den die Göttin zum Heile ihrer Verehrer getödtet, das Blut in der Opferschale vor ihrem Bilde nie austrocknen.

Die Priester versichern zwar, es sei Ziegenblut, allein wer kann in die scheußlichen Mysterien

*) Orlich.

**) Blutsamen.

dieser Tempel einen Blick thun, da kein Europäer das Allerheiligste betreten darf?

Im Allgemeinen darf jedoch bei den Morden der Thugs kein Blut fließen, sie bedienen sich dabei des Rumal, eines dichten Seidentuches, und des Phansi*) — daher auch der Name Phansigars — um ihre Opfer zu erdrosseln. Die Secte der Thugs hat ihre eigene Sprache, Ramasyana, und theilt sich in drei verschiedene Grade, in Southa's, Buthotes und Lughas.

Die Rolle des Southa ist die wichtigste, zu ihnen werden die Schlauesten der Secte gewählt, ihnen liegt es ob, die Opfer zu umgarnen und in die Schlingen zu locken. Der Buthote oder Phansigar ist der eigentliche Mörder, und der Lugha hat für das Begräbniß zu sorgen, denn der Thug läßt nie eine Spur seines Mordes zurück. Er gräbt das Bheel**), und sofort nach vollbrachtem Mord wird der Leichnam unter Anrufen der Göttin Kali hineingelegt. Sind der Opfer zwei, oder mehrere, so werden die Füße des einen Leichnams auf den Kopf des andern gelegt, so fährt man fort, bis kein Opfer mehr vorhanden, oder das Grab voll ist.

*) Schlinge.

**) Grab.

Früher — spricht die Sage der Thugs — waren die Lughas überflüssig, denn Kali selbst stieg auf die Erde herab und ließ die Körper der Opfer verschwinden, da aber eines Tages einige der Thugs es gewagt, die Göttin bei ihrem Geschäft zu belauschen, so verschwand sie für immer, und überließ es ihren Verehrern, nun allein die Opfer zu begraben.

Da die Bhawani als Gattin Siva's von allen Hindus angebetet wird, haben die Thugs ihre eigenen Priester — Chams — welche die besonderen Mysterien der Thugs verrichten und die Befehle des Oberpriesters, den nur sie allein kennen, in Empfang nehmen und für deren Ausführung sorgen.

Die Secte der Thugs zerfällt wieder in verschiedene andere Secten: Die Jumaldehy und Multaneathugs, die Chingarys oder Naiks, die Susyas, die Fausygars und die Fluß-Thugs, welche Letzteren die Reisenden, die sich ihrer Kähne bedienen, erdrosseln, ihnen das Rückgrath brechen, und den Leichnam durch eine im Boote befestigte Klappe mit Steinen beschwert in den Fluß versenken. Das Letztere thun sie jedoch nur dann, wenn das Opfer ein Europäer, oder Mahomedaner war, bei einem Hindu macht die barbarische

Sitte, besonders Frommer, ihre Leichen in den Ganges werfen zu lassen, diese Vorsicht unnöthig, weil der Fluß stets einige Leichen in seinen trüben, schlammigen Fluthen wälzt.

Zum Glück des Brahminen und seiner Tochter waren die beiden Thugs, welche sie in den Wald geführt hatten, noch Neulinge in ihrer verbrecherischen Kunst, und so war es Sakuntala gelungen, den einzigen halberstickten Hilferuf auszustoßen, der die Retter herbeirief, welche sich bei geschickteren Thugs ohne eine Ahnung von dem wenig Schritte von ihnen verübten Verbrechen entfernt haben würden.

3.
In der Ruine.

Ganz ohne Abenteuer, das Begegnen von ein paar Königstigern ausgenommen, die sich jedoch bei dem Anblick von Menschen schleunig auf die Flucht machten, ward die Reise über Allahabad, Lucknow bis Kanpur fortgesetzt.

Allahabad *) ist einer der besuchtesten Wallfahrtsorte Indiens, fast so bedeutend wie Benares, denn es gilt für ein ganz besonderes Verdienst, an der Stelle, wo die klaren Fluthen der Dschumna sich mit dem trüben, schlammigen Wasser des Ganges vermischen, zu baden, und von dort das gemischte Wasser der heiligen Ströme mit in seine Heimath zu nehmen.

*) Die von Allah erbaute.

Das Ufer ist von zahlreichen Barbieren belebt, welche sich hier zum Dienste der ankommenden Fremden aufhalten, die sich an den Ufern, den Kopf über das Wasser geneigt, Haar und Bart scheeren lassen. Für ein jedes dieser dem heiligen Strom als Opfer dargebrachten Haare wird dem glücklichen Pilger eine Million Jahre im Himmelreiche bescheert.

Allahabad ist der Sitz eines Haupt-Gerichtshofes. Alle Klagen, Verbindlichkeiten, Urkunden u. s. w., die vor diesen und die anderen Gerichtshöfe Indiens gebracht werden, müssen auf Stempelpapier geschrieben sein, dessen Preis je nach der Wichtigkeit der Klage oder der Sache, bei Appellationen und dergleichen bis 200 Pfd. St. steigen kann. Wie die englische Gerechtigkeitspflege in Indien für die Eingeborenen beschaffen ist, geht wohl am deutlichsten daraus hervor, daß kein Eingeborener, sei er auch noch so unterrichtet, achtbar und gesetzkundig, eine höhere Stelle bei dem Gericht einnehmen kann, als die eines schlecht bezahlten Polizeirichters auf dem Lande, oder die eines Schreibers in öffentlichen Aemtern. Sogar die Wohlthat eines Vertheidigers aus ihrem eigenen Volke ist ihnen versagt, denn der Stand eines

practicirenden Rechtsanwaltes ist für die Hindus eine verbotene Sache.

Luknow, indisch Lakschmanavati*), liegt in der Ausdehnung einer geographischen Meile an dem Ufer des Gamaty oder Gumty. Die Stadt ist groß, theils eng und schmutzig, theils aus schönen breiten und reinlichen Straßen bestehend. Prachtgebäude und Monumente wechseln mit Moscheen, schönen Gärten und Villen. Von dem im Süden der Stadt gelegenen Palaste Constantia oder auch la Martinière, nach ihrem Erbauer, dem Franzosen Claude Martin, genannt, genießt man einer unvergleichlichen Aussicht auf die Stadt und ihre Umgebung. Nach Süden hin überblickt man das weite Thal des Gumty, gefüllt von Fruchtfeldern, Jungles und Wäldern, im Norden die schöne, umfangreiche Stadt, über welche die zierlichen Minarets, die vergoldeten und weißen Kuppeln der vielen Schlösser und Grabmäler einen unbeschreiblichen Glanz verbreiten. Der Palast Constantia selbst ist in einer seltsamen Mischung von französischem, italienischem und griechischem Style, untermengt mit Hindu- und muselmännischer Architektur, fünf Etagen hoch er-

*) Sitz der Segensgöttin Lakschmi.

baut. Zwei Thürme erheben sich zu beiden Seiten der Plattform, und kolossale Löwen zieren die Zinnen und Thürme.

Kanpur ist eine Hauptstation der anglo-indischen Armee. Die eigentliche Stadt ist eng und schmutzig, dagegen ziehen sich im Halbkreis von beinahe fünf Meilen um das rechte Ufer des Ganges viele Hundert Bungalows, die Linien der Truppen und die Bazare, welche dem Orte ein großes, glänzendes Aussehen geben.

Viele der Bungalows haben eine ausnehmend malerische Lage auf den hohen Ufern des Ganges, sind mit Ueppigkeit eingerichtet und von großen Gärten umgeben, in welchen Tamarinden, Mangos, Banyanen mit Nismes, Akazien und Pipala (ficus religiosa) abwechseln. Die reiche Flora Indiens entfaltet ihre Farbenpracht und ihren köstlichen Duft, mit sammetnen Rasenplätzen abwechselnd.

Nach ein paar in Kanpur verbrachten Ruhetagen verließen unsere Reisenden die Stadt nach sechs Uhr Abends, um ihre Reise nach Agra fortzusetzen. Die Luft war klar, aber drückend in ungewöhnlicher Weise, das Thermometer zeigte 87 Grad Fahrenheit.

Miß Freemont ritt zwischen den beiden Freun-

den, ihr folgte der alte Morrison, ein ehemaliger Corporal, ein treuer Diener ihres verstorbenen Vaters, und jetzt der Tochter mit derselben Treue ergeben, Alix O' Brien, die irländische Zofe Miß Freemont's an seiner Seite. Mrs. Munroe war etwas corpulent und liebte die Bequemlichkeit, deshalb machte sie nur sehr selten von ihrem Pferde Gebrauch, und zog fast stets den Palankin vor.

Man war einige Meilen*) geritten, aber die Luft kühlte sich nicht, die Hitze ward eher drückender; das leuchtende Blau des Himmels begann ein Dunst zu überziehen, und eine schwere Wolkenwand thürmte sich im Westen empor. Die Reisenden hielten ihre Pferde an und berathschlagten, was so drohenden Aussichten gegenüber zu thun sei. In diesem Augenblicke kehrte der Führer zurück: „Befehlen die Sahibs, daß wir zurückkehren? Es ist ein Gewittersturm im Anzuge!“

„Denkst Du, daß dies rathsam sei, Kassim? Wie lange wird es Deiner Meinung nach dauern, bis der Sturm ausbricht?“

„Keine halbe Stunde.“

„Nun, dann ist es auch zu spät, nach Kanpur

*) Wenn von Meilen ohne besondere Bezeichnung die Rede ist, sind stets englische Meilen gemeint.

zurück zu kehren. Können wir kein Bungalow erreichen, so bleibt uns nichts übrig, als hier auf offener Straße die Wuth des Unwetters zu erwarten. Die Zelte werden freilich dem Sturme nicht widerstehen, aber die Damen finden in ihren Palankinen, über die wir die unseren stellen können, hinreichenden Schutz. Sind Sie mit meiner Ansicht einverstanden, Miß Freemont? Oder wünschen Sie den Versuch zu machen, ob wir Kanpur doch zu erreichen vermögen?"

„Wie denken Sie selbst darüber?"

„Meiner Ansicht nach ist es das Beste, wenn wir den Rand jenes Gehölzes dort zu erreichen suchen; es wird uns mindestens vor allzu heftigem Anprall des Sturmes schützen, wenigstens so lange er die Richtung bewahrt, aus welcher er kommen wird."

„Sie haben recht, Mr. Löwenheim, das ist auch meine Ansicht!"

„Vorwärts denn, ich fürchte, wir erreichen den Ort kaum," rief Felix, sich in den Bügeln hebend und den Weg überblickend.

„Einen Augenblick noch, Mr. Strasser, wenn es beliebt!" rief Morrison, Felix' Pferd zurückhaltend. „Ich bin vor zwanzig Jahren mit meinem General diesen Weg gekommen und erinnere mich,

daß es hier herum eine alte Tempelruine geben muß. Ist es nicht so, Kassim?"

„Ja, aber wir werden kaum hingelangen können. Ueberdies ist es ein gefährlicher Ort, es sind keine Fenstergitter und keine Thür darin; so dient er als ein Zufluchtsort der wilden Thiere, die dort eben so gut Schutz gegen das Unwetter suchen werden als wir, außerdem" — er zögerte, sich weiter auszusprechen, und sah sich mit einem scheuen Blicke furchtsam um.

„Goddam! Was giebt's denn noch weiter in der vertracten Ruine? So sprich doch, Du Schafskopf! Ich dächte, wir hätten nicht viel Zeit zur Ueberlegung."

„Es giebt Geister dort —" sprach Kassim mit solch ängstlichem Gesichte, als säßen sie ihm schon im Nacken.

„Damned Deine Geister! Du Memme!" schrie Morrison erbost. „Vorwärts, Gentlemen, dort kommt das Wetter! By Jove! Kassim, wenn Du uns nicht schnell nach der verdammten Ruine bringst, fährt Dir mein Messer zwischen die Rippen."

Während dieser Berathschlagung war die Wolkenwand immer höher emporgekommen und bedeckte jetzt das ganze Firmament mit tief gehen=

den, scheinbar bis zu den Häuptern der Reisenden herniederhängenden Wolken. Die Blitze zuckten, und der Donner rollte ununterbrochen. Die Pferde griffen weit aus, ohne des Antreibens zu bedürfen, in dichten Tropfen bedeckte die Stirnen der keuchenden Palankinträger der Schweiß.

Noch regte sich kein Lüftchen. Die schwüle Atmosphäre ward immer drückender, und erstickende Gluth beengte den Athem der Menschen und Thiere. Da kam aus weiter Ferne ein Ton, der leisem Stöhnen glich. Die Wolken jagten mit vermehrter Schnelligkeit dahin. Der leise Ton wuchs und wuchs zum Brausen, ein heulender Windstoß fuhr über die Ebene daher, Wolken von Staub, dürren Blättern, vertrocknetem Grase vor sich hertreibend und die Reisenden fast damit erstickend. In immer kürzeren Pausen folgten sich die Windstöße und kamen endlich mit solcher Wuth, daß man stillhalten und Thiere wie Menschen alle Kräfte anstrengen mußten, um nicht umgeworfen zu werden.

Ließ die Wuth des Orcans ein wenig nach, so eilten Thiere und Menschen keuchend wieder vorwärts. Die beiden Freunde hatten ihre Pferde dicht neben das Arabella's gedrängt, dessen Zügel Felix an sich genommen hatte, damit Arabella

ihren Kopf in den langen Schleier ihres Hutes wickeln konnte, um gegen den von dem Sturm ihnen entgegengeschleuderten Sand, der mit kleinen Steinen untermischt war und die Gesichtshaut zerriß, geschützt zu sein.

Das Heulen und Brausen des Sturmes vermischte sich mit dem ununterbrochenen Donner zu einer fürchterlichen Musik, die jeden Laut der menschlichen Stimme verschlang und alle Verständigung unmöglich machte.

Da trat eine Pause ein. Auf den Höllenlärm folgte plötzlich die tiefste Ruhe.

Morrison benutzte sie sogleich, indem er den Voraneilenden zurief: „Nehmen Sie Alix mit sich, Gentlemen, ich werde bei den Palankinträgern und Packpferden bleiben und jene zur Eile treiben, sowie diese bewachen, daß keins verloren geht.“

Alix ward neben Miß Arabella in die Mitte genommen, und von Neuem ging es vorwärts, dem Wäldchen zu, welches ihnen im Lichte der nach der kurzen Ruhe in desto rascherer Aufeinanderfolge zuckenden Blitze rettend winkte.

Morrison war nicht weit von ihnen entfernt, trotzdem ein Aufenthalt dadurch verursacht worden, daß der Sturm, welcher verstärkt zurück-

gekehrt war, ein paar Packpferde umwarf, die nur mit großer Mühe wieder aufgerichtet werden konnten Die Palankinträger rannten mit der Schnelligkeit eines Pferdes dem Wäldchen zu, und die Packpferde schienen ebenfalls zu wissen, daß ihnen dort Erleichterung ihrer Last, Schutz vor dem Wetter und Ruhe winke.

Nur eine ganz kleine Entfernung war noch zu durchmessen, da brach der Orkan in vollster Wuth aus, und der Regen stürzte buchstäblich in Strömen hernieder.

Bei der Eile, mit welcher sich nun Menschen und Thiere in den rettenden Schutz des Waldes stürzten, blieb es unbemerkt, daß eins der Packpferde erschöpft zurückgeblieben war und von der Wuth des Sturmes umgerissen ward. Der Syce, dessen Obhut es übergeben war, hielt sich nicht lange mit Rettungsversuchen auf, sondern eilte, seine eigene Haut in Sicherheit zu bringen.

Unter dem Zucken der Blitze, die den Wald in allen Farben beleuchteten, dem unaufhörlich mit solcher Gewalt rollenden Donner, daß die Erde zu beben schien; bestreut und zerschlagen von fallendem Laub und von Sturm abgerissener Aeste, erreichten sie endlich die Ruine.

Felix ritt voran und hatte Arabella's Pferd

am Zügel. Kassim hielt ihn zurück, als er in das Innere der Ruine reiten wollte, deren weites, hohes Thor Raum genug für beide Pferde bot.

„Nein, Sahib, das geht nicht,“ rief der Hindu. „Ehe wir hier hinein gehen, wollen wir erst sehen, ob nicht andere Gäste da sind, die uns einen unwillkommenen Empfang bereiten möchten.“ Kassim schrie diese Worte in Felix' Ohr, der sich zu ihm hinabneigte. Dann lief er zu den Packpferden, um Fackeln zu holen. Da entdeckte man den Verlust des zurückgebliebenen Packpferdes. Es hatte die Fackeln nebst anderen Gegenständen getragen. Morrison fluchte gewaltig; da er aber seine eigene Stimme nicht hörte, so gab er es bald auf und kroch rasch in den Palankin Miß Freemont's, aus dem er im nächsten Augenblicke mit der angezündeten Laterne zurückkehrte. Frank war abgestiegen und seinem Beispiele gefolgt.

Beide traten nun, den Revolver in der Rechten, die Laterne in der Linken, vorsichtig in die Ruine ein. Sie war leer.

Freilich versprach der mit Steintrümmern aller Art bedeckte schmutzige Boden keinen sehr bequemen Ruheplatz, allein das noch vollständig vorhandene Dach und die festen Außenwände boten unter solchen Umständen doch einen sehr will=

kommenen, sichern Zufluchtsort. Bald war die ganze Gesellschaft beschäftigt, den Ort so sicher und behaglich als möglich zu machen.

Morrison leitete die Anstalten zur Unterbringung und Pflege der Thiere. Frank ließ die unteren Theile der Fenster und des Thores durch die Palankine so gut als möglich versetzen, und Felix stand Miß Freemont bei, einen behaglichen Ruheplatz für die Damen zu schaffen.

Hinter einem großen schwarzen Marmorblocke, auf den wohl früher das Götzenbild gestanden haben mochte, breitete er die Matten und Kissen der Palankine aus. Auf den Marmorblock selbst stellte er zwei Laternen, die mindestens in genügendem Umkreis ihr freundliches Licht verbreiteten, obgleich sie sammt den anderen drei Laternen keinesweges hinreichten, die ungeheuren Räume des Tempels zu erhellen. „So, Miß Freemont, nun mag draußen der Donner rollen und der Sturm heulen, hier können wir ruhig und in Sicherheit das Ende des Unwetters erwarten," sagte Felix zu Arabella, sie zu einem für sie errichteten, besonders bequemen Platze führend.

Als sei es die Antwort auf diese Bemerkung, donnerte in diesem Augenblicke Morrison's ohnehin gewaltige, jetzt mit höchster Anstrengung seiner

Lungen verstärkte Baßstimme: „Hierher, Gentlemen, jetzt gilt es für unser Asyl zu kämpfen, ein Tiger naht!"

Die beiden jungen Männer sprangen dem Eingange zu und stellten sich, die Revolver in der Hand, hinter den Palankinen auf, die ihnen mindestens bis zur Brust Schutz gewährten.

Die Hindus verkrochen sich in den fernsten Winkel hinter die unruhig schnaubenden, stampfenden und zitternden Pferde, deren Unruhe und Angst Morrison zuerst auf die nahende Gefahr aufmerksam gemacht hatte.

In der gerade eingetretenen Pause des scheinbar im Nachlassen begriffenen Unwetters hörten die Freunde das Rohr und das Unterholz unter den Sprüngen des Tigers brechen, der brüllend herangesetzt kam; ein schwächeres Brüllen antwortete ihm in der Entfernung.

„Hell and damnation!" fluchte Morrison. „Es sind zwei! Aufgepaßt jetzt, Gentlemen, lassen Sie mich zuerst schießen."

Bei Morrison's Aufruf war Miß Freemont sehr bleich geworden, aber sie zitterte nicht und rief mit fester Stimme: „Mungul, meine Büchse und die eisernen Kugeln, rasch! rasch!"

Aber der liebe Mungul, der eben noch mit

Mrs. Munroe und Alix bei dem Auspacken von Lebensmitteln beschäftigt gewesen, hatte sich bei ihnen nicht mehr sicher gefühlt, und war den Kameraden in ihre Ecke gefolgt.

„Elende Memme!“ murmelte Arabella.

Ein furchtbares Brüllen vom Eingange her und ein Schuß, dem neues Wuthgebrüll folgte, ließ Mrs. Munroe und Alix in lautes Angstgeschrei ausbrechen.

Arabella kümmerte sich nicht um sie, sprang zu dem Orte, wohin Mungul ihre Waffen gelegt, und lud mit einer erstaunlichen Schnelligkeit ihr Gewehr.

„Aber, Miß Arabella! Sie wollen doch um Gottes Barmherzigkeit willen nicht selbst gegen den Tiger kämpfen?“ schrie die wie Espenlaub zitternde Mrs. Munroe.

„Nein, wenn es nicht sein muß, gewiß nicht, aber die Gentlemen haben nur Bleikugeln, eine schlechte Waffe gegen einen Tigerschädel.“

Die beiden Läufe waren geladen. Arabella warf die Schnur des Pulverhornes und des Kugelbeutels sich über die Schulter, nahm in ihre Linke eine der Laternen, und wollte zum Eingange eilen, wo erneuetes Brüllen einen bevorstehenden Angriff verkündete. Ein zweites Brüllen ant=

wortete in großer Nähe, dem ein drittes und viertes, aber sehr schwaches folgte.

„By Jove! eine ganze Tigerfamilie! Na, das wird eine schöne Geschichte werden! Ich wünschte nur, ich hätte die verdammte Bestie besser getroffen, aber auf diese vermaledeiten Bleikugeln ist ja kein Verlaß! Muß ich auch gerade meine Büchse auf dies vertracte Packpferd legen lassen," so brummte Morrison, selbst grimmig, wie ein Tiger vor sich hin.

Die Herzen der beiden Deutschen pochten fieberhaft, aber beide standen wie eine Mauer, fest entschlossen, eher zu sterben, ehe die Ungeheuer zu den hilflosen Frauen dringen sollten.

Hilflos? Nein, eine mindestens war es nicht. Miß Freemont machte sich eben mit solcher Gewalt von den umschlingenden Armen Mrs. Munroe's los, daß diese rückwärts zu Boden sank, und schritt entschlossen auf den Eingang zu. Die Laterne neben die drei anderen auf einen Säulenstumpf stellend, stand sie im nächsten Augenblicke hinter den drei Männern.

Die Tigerin war mit ihren beiden Jungen bei dem Tiger angelangt, der ihr mit einem kläglichen Miauen, das zuweilen ein tiefgrollen-

der Laut unterbrach, das Vorgefallene zu erzählen schien.

Die Aufmerksamkeit der Männer war so angestrengt auf die Stelle des Waldes gerichtet, wohin sich der Tiger nach dem Schusse zurückgezogen hatte, daß sie Miß Freemont nicht eher bemerkten, als bis sie rief: „Was denkst Du, Morrison, von der Situation.“

„Schöne Situation das! Ich denke, daß die Bestien hungrig sind und uns bald in corpore angreifen werden. Machen Sie, daß Sie fortkommen, Miß Arabella, hier ist nicht der Platz für ein Weib.“

„Ja, Miß Freemont, ich bitte Sie —“

„Still! ich will hier bleiben,“ unterbrach sie Felix in so festem gebieterischen Tone, daß alle Drei wohl einsahen, wie nur Gewalt das eigensinnige Mädchen zu vertreiben vermöchte. Wenn sie aber auch Lust dazu gehabt, was keinesweges der Fall war, so würden sie doch dafür keine Zeit erhalten haben, denn mit einem einstimmigen, donnerähnlichen Gebrüll griffen die beiden Tiger zu gleicher Zeit an. Mit einem einzigen Satze durchmaßen die Alten den Zwischenraum, welcher sie von den Menschen trennte, die Jungen setzten in kurzen ungeschickten Sprüngen hinterdrein.

Nur drei Schüsse knallten. Miß Freemont hatte keinen Schuß gethan, die Büchse an der Wange stand sie einige Schritte hinter Felix. Alle Schüsse hatten zwar getroffen, da aber keiner tödtlich gewesen, dienten sie nur dazu, die Wuth der Thiere zu erhöhen. Ein neuer Sprung, neue Schüsse. Die Planken des einen Palankins krachten, und im nächsten Augenblicke lag Felix, von der Tatze der Tigerin vorwärts gerissen, über den Palankin weg. Der Tiger floh heulend, aus fünf Wunden blutend, in den Wald zurück. Von den bei den letzten beiden Angriffen abgefeuerten sechs Schüssen hatten ihn vier, die Tigerin nur zwei getroffen. Die Jungen begleiteten ihn auf seiner Flucht.

Während dem knallte ein neuer Schuß, aber er klang ganz anders als die früheren. Die Tigerin fiel rückwärts sich überstürzend von dem Palankin hinab, sie war in's linke Auge getroffen, und schlug ein paarmal mit den furchtbaren Tatzen in die Luft, ehe sie verendete.

Der glückliche Schuß war aus Arabella's Gewehr gekommen, das in dem Augenblicke abgedrückt ward, als die Bestie den weiten Rachen öffnete, um den niedergerissenen Felix zu packen und dann mit ihrer Beute zu entfliehen.

Jetzt sprang Arabella rasch hinzu, um Felix aufzurichten, der sich auch mit ihrer Hilfe sofort erhob. Er war nur betäubt, weil er mit der Stirn auf die Bambusdeckung des Palankins aufgeschlagen war; auch zeigte sich die Wunde, die er am linken Arme von der Tatze der Tigerin erhalten, nicht bedeutend, diese war seitwärts abgeglitten und hatte mit dem Aermel des Rockes und des Hemdes nur in geringem Grade das Fleisch des Oberarmes aufgerissen.

„Wie fühlen Sie sich, Mr. Strasser?" fragte Arabella voll Theilnahme.

„Wohl, ganz wohl, aber tief beschämt, daß aus dem Beschützer, der Ihnen zu sein ich mich vermaß, ein Beschützter geworden ist."

„Pah, diesmal ich, ein anderes Mal Sie. Lassen Sie sich's zum Troste sagen, daß ich wenig Männer so voll Muth und Ruhe gesehen habe, wenn sie zum ersten Male dem Königstiger gegenüberstanden, als Sie und Ihren Freund. Das ist der dritte, der von meiner Hand gefallen ist," setzte sie etwas stolz hinzu, — doch hören Sie, wir sind noch nicht fertig — der Tiger ruft seine Gefährtin." Sie lud rasch den abgeschossenen Lauf ihres Gewehres von Neuem.

Ein lockendes, zärtliches Miauen klang wiederholt aus dem Gebüsch herüber, um, als die Tigerin sich nicht regte, in ein Wuthgebrüll überzugehen.

„Jetzt gilt es!" rief Morrison. „Miß Arabella, geben Sie mir Ihr Gewehr."

„Nein, Morrison, fällt mir gar nicht ein."

„Geben Sie her, Arabella, ich befehle es Ihnen im Namen Ihres Vaters," sprach der Alte mit Würde.

Jetzt gehorchte sie sofort: „Hier hast Du es, aber ziele gut, denn Du weißt, der Tiger ist jetzt am gefährlichsten."

„Ohne Sorge. Hier nehmen Sie meinen Revolver und ziehen Sie sich mit Mr. Strasser ein wenig zurück. Hei! jetzt geht es los! Besser ist besser, feuern Sie Alle auf ihn."

Mit einem Gebrüll, gegen das alles Vorhergangene nichts war, sprang der Tiger auf sie los.

Die Schüsse donnerten, und das gewaltige Thier brach über seinem todten Weibchen zusammen.

Morrison lud rasch die Büchse wieder mit Kugeln, die ihm Arabella zureichte, und bald lagen die beiden Jungen, die herbeigeschlichen kamen,

um heulend ihre todten Eltern zu beriechen, verendet neben ihnen auf der blutgetränkten Erde.

„Uff!" rief Morrison, sich schüttelnd. „Das ist gut abgelaufen, konnte eine niedliche Geschichte werden. Hm! — Arabella, mein Goldkindchen! ich bin stolz auf Sie, Ihr tapferes Herz macht Ihnen Ehre. — By Jove! unter hundert Männern ist vielleicht einer, der eine so sichere Hand, ein so muthiges Herz hat als mein kleines Hätschelkind."

„Nun, nun Alterchen! höre nur auf und mäßige Dein Entzücken über die Resultate Deines Unterrichts, und suche lieber Deine chirurgischen Kenntnisse hervor, um Mr. Strasser zu helfen.

„By Jove! Goldkind, Sie haben recht, und ich bin ein alter Esel. He, Kassim, Mungul, verdammte Memmen, die Ihr seid, kommt mit den Teufelskindern, Euren Brüdern, hervor! Die Tiger sind todt und Ihr habt also nichts weiter für Euren kostbaren Leichnam zu fürchten. Na, wird's bald, Ihr Hundepack, oder soll ich Euch Beine machen?!"

Jetzt kamen die Hindus, Kassim und Mungul an ihrer Spitze, furchtsam aus dem Versteck hervorgekrochen.

„Verzeiht, Sahibs," suchte Kassim ihre gemeinschaftliche Feigheit zu entschuldigen. „Ihr wißt, die Tiger lieben Hindufleisch ganz besonders, fürchten aber die großen weißen Sahibs, und das —"

„Halt's Maul, Du Feigling! Wo hast Du meinen Tornister hingesteckt?"

Während Kassim eiligst ging, das Verlangte zu holen, postirte Morrison zwei Hindus an die Pforte und je einen an die Fenster und befahl ihnen, Wache zu halten, und falle ihnen etwas Ungewöhnliches auf, ihn sogleich zu rufen, doch ohne ihren Posten deshalb zu verlassen. Zur weiteren Einschärfung seines Befehls fügte er hinzu! „Daß Ihr mir aber aufpaßt und nicht etwa gar einschlaft, God dam your eyes!" ich zerschmettere Euch Eure dicken Schädel, wenn ich Unrath merke! — Nun kommen Sie, jetzt werden die Schufte schon aufpassen."

Man zog sich hinter den Marmorblock zurück. Morrison verband mit geschickter Hand Felix' zerrissenen Arm. Arabella bestand darauf, daß der Verwundete sich auf das für sie bereitete Lager niederlege.

Er mußte sein Widerstreben aufgeben und

fiel auch bald in einen tiefen Schlummer, der bis zum Morgen währte, wo er mit einem leichten Wundfieber erwachte, das jedoch bald kühlenden Getränken und den frischen Wasserumschlägen, welche eine nahe Quelle möglich machte, wich.

Die Nacht war ohne weitere Störung vergangen. Das Packpferd war am Morgen auch aufgesucht und gefunden worden, doch leider war das arme Thier, niedergehalten und am Aufstehen durch seine schwere Last verhindert, in seiner hilflosen Lage eine Beute der wilden Thiere geworden. Das Gepäck lag umhergestreut, von dem Pferde waren nur noch einzelne Knochen übrig.

Die prachtvollen Häute der Tiger waren abgezogen worden, und die Hindus hatten schon ein reichliches Mahl von dem Fleische gehalten, das sie nicht nur sehr lieben, sondern auch außerdem als Heilmittel gegen allerhand Krankheiten und als Muth erzeugendes Mittel betrachten.

Frank kaufte die Haut des von Morrison erlegten Tigers um einen Preis, der dem Corporal die Versicherung abdrang, es scheine ihm, daß es kein besseres Geschäft in der Welt gebe als den Verkauf von Tigerhäuten.

Als man aufbrach, strahlte der Himmel in

wunderbarer Klarheit, die Luft war reiner und aromatischer als je, seit die Gesellschaft ihre Reise angetreten, und die Felder, Bäume und Wiesenflächen leuchteten in dem saftigsten Grün.

4.

Die Taj-Mahal.

Felix' Wunde halber, die an sich zwar nur leicht war, für die man aber die unvermeidlichen Erhitzungen des heißen Klimas, welche leicht eine Entzündung herbeiführen konnten, die in Indien weit schneller als anderswo in den Brand übergeht, fürchten mußte, reiste man sehr langsam und beschloß, bis zur völligen Heilung in Agra zu bleiben, wo man ohnedies eine Woche verweilen wollte, um die schöne Stadt aus den Zeiten der Timuriden und die berühmten Gräber Akbar's und der Gemahlin Kaiser Jehan's kennen zu lernen.

Agra liegt an dem rechten Ufer der Dschamna oder Yamuna*), und dehnt sich vier Meilen in

*) Nach dem Mythus die Tochter der Sonne und die Schwester des gefürchteten Yama, des indischen Minos.

der Länge und drei in der Breite aus. Die Häuser sind größtentheils von rothem Sandstein gebaut, weiß oder bunt angestrichen, und drei bis vier Etagen hoch. Von Süden nach Norden wird die ganze Stadt von einer schönen breiten Straße durchschnitten, die übrigen Straßen sind zwar eng, aber reinlich. Nahe bei dem großartigen Fort Akkerabat liegt die herrliche Moti-Masdschit, was Perl-Moschee bedeutet, und sie ist wirklich eine Perle unter den Bauwerken Indiens. Aus rothem Sandstein und weißem Marmor erbaut und innen ganz mit weißem Marmor bekleidet, ist es weniger die reiche, verschwenderische Baupracht, welche in so hohem Grade die Bewunderung des Beschauers erregt, sondern weit mehr der edle einfache Styl, von dem das Auge entzückt wird.

Colonnaden aus weißem Marmor umgeben den mit Marmorplatten ausgelegten Vorhof, in dessen Mitte ein kleines Bassin zu den Abwaschungen, welche einen Theil der Ceremonien der mahomedanischen Gottesverehrung bilden, sich befindet. In die von kantigen Säulen getragenen heiligen Hallen, deren Pracht des Ganzen würdig ist, führen fünf offene Portale. Oberhalb des Inneren befindet sich eine Terrasse, über die sich eine herrliche Kuppel wölbt, mit einer ähnlichen

kleineren an jeder Seite. An jedem Ende der Front erhebt sich ein großer eleganter Kiosk, und dazwischen stehen sieben andere.

Fast nicht minder schön ist ein anderes Gebäude von erhabener Architektur, es ist die Jammamoschee, der Moschee desselben Namens zu Delhi ähnlich.

Zu weit würde es uns führen, wollten wir alle die herrlichen Bauwerke Agras schildern; wir beschränken uns daher nur auf die beiden berühmtesten, die Taj-Mahal und die Secandra.

Die Taj-Mahal, spr. Taschmahal, oder der Diamant Seraglio's genannt, wurde von Schah Djéhan seiner geliebten Gemahlin Mumtaz-Mahal, genannt — Nur-dschi-hândi *) — nach deren Tode zu ihrer Ehre errichtet. Gleich wie die Fürstin ohne Gleichen unter den Töchtern der Erde gewesen, sollte auch ihr Grabmal ohne Gleichen sein, und es ist ohne Gleichen, ist wirklich ein echter Diamant. Ganz von blendend weißem Marmor erbaut glänzt der großartige Dom, den vier 120 Fuß hohe Minarets umgeben, von Weitem wie ein silbernes Zauberschloß. Eine Mauer von rothem Sandstein umgiebt das ganze

*) Licht der Welt.

ungeheure Viereck, die lange Westseite grenzt an den Fluß, und an jedem Ende dieser Seite steht ein moscheenartiges Gebäude von rothem Sandstein und weißem Marmor.

Durch ein gewaltiges Thor, das, mit Metallthüren und Kuppeln geschmückt, schon an sich ein bedeutendes Gebäude ist, tritt man von der Südseite in den umschlossenenen Raum, den ein herrlicher Garten erfüllt, in welchem zwischen Cypressen und Fontainen eine Fülle duftender Blumen und Früchte prangt. Auch die beiden anderen Seiten der Mauer haben Metallthüren, und die Ecken bilden breite Thürme, auf denen achteckige Gebäude mit hohen Kuppeln stehen, die von Säulen getragen werden. Eine lange Cypressen-Allee führt zu einer Treppe von Marmor, auf welcher man zur Terrasse emporsteigt, die das Mausoleum trägt. Die schöne polirte Marmorfläche der Terrasse wird durch Streifen schwarzen Marmors in Felder getheilt. Auf jeder Ecke der Plattform erheben sich die schon erwähnten Minarets, deren jedes eine von acht Säulen getragene Kuppel krönt, zu welcher im Inneren jedes Minarets hundertzweiundsechzig Stufen emporführen. Ein freier Raum von vierzig Fuß umgiebt das unregelmäßige Achteck, welches das Mausoleum

bildet. Die große Kuppel, die sich zwischen kleineren Kuppeln, Kiosks und kleinen Minarets erhebt, wird durch zwei übereinander befindliche vergoldete Kugeln und einen dergleichen Halbmond gekrönt. Der weiße Marmor, aus dem das Ganze besteht, ist mit vorzüglicher Steinhauerarbeit geschmückt.

Das Innere bildet ein regelmäßiges Achteck und wird an den vier Hauptseiten von eben so viel gewölbten Vorhallen umgeben. Durch gitterartige Marmorfenster fällt das Licht von oben hinein. Bis in die Kuppel hinauf ist der innere Raum von wundervoll gearbeiteten Mosaiken und prächtigem Steinschmuck bedeckt. Die Mosaiken sind von den berühmtesten römischen Künstlern gefertigt, und bestehen aus Lapislazuli, Jaspis, Heliotrop, Achat, Chalcedon, Carneol, Sardonyx, Plasma und verschiedenen Marmorarten. Diese herrlichen Mosaiken sollen allein fünf und eine Viertel Million Thaler gekostet haben. Die Schattirungen sind ausgezeichnet, und in einem einzigen Nelkenblatte zählt man fünfunddreißig verschiedene Arten Carneol. Der Sarkophag der Kaiserin ist mit Arabesken und Blumen bedeckt, zwischen denen sich Koransprüche hinziehen. Der etwas höher stehende Sarkophag Djéhan's ist weniger reich verziert.

Beide Gräber umschließt eine prächtige Marmorwand von durchbrochener Arbeit, über die sich eine Kuppel wölbt, und über dieser befindet sich erst der Hauptraum, der von der großen Mittelkuppel überdeckt ist. Auch in diesem stehen zwei Denkmäler, welche den unteren entsprechen und von einer sechs Fuß hohen Marmorcapelle umgeben sind, die von den bewundernswürdigsten Mosaiken bedeckt ist.

Die Zeichnung zu dem ganzen Wunderwerk wird dem Kaiser Djéhan selbst zugeschrieben; wer aber der Baumeister desselben ist, blieb unbekannt, es soll ein Italiener gewesen sein. Zwanzigtausend Menschen arbeiteten zweiundzwanzig Jahre daran, und zur Erhaltung des Mausoleums waren die Einkünfte von dreihundert Ortschaften bestimmt. Vom Ueberschuß dieser Summe ward die eine Hälfte als Almosen gespendet, die andere Hälfte als Schatz in der Gruft niedergelegt. Ein Corps von Priestern brachte die täglichen Opfer; Sänger und Musiker waren bei der Moschee angestellt, und einer Garde lag die Bewachung ob. Der Kaiser hatte ursprünglich die Absicht, auf dem gegenüber liegenden Ufer der Yamna für sich ein ähnliches Grabmal zu erbauen. Beide

Mausoleen sollte eine prächtige Marmorbrücke mit einander verbinden. Noch sieht man die Trümmer des bereits begonnenen Baues.

Der Kaiser lebte jedoch seinem ehrgeizigen Sohne Aurung-Zeb zu lange, der deshalb eine Revolution erregte, mittelst deren es ihm gelang, seinem Vater vom Throne zu stoßen und sich selbst die Herrschaft zu sichern.

An den Sonntagen springen die Fontainen, und die Bevölkerung Agras drängt sich im größten Glanze in den Garten; dann aber verliert der herrliche Ort einen großen Theil seines geheimnißvollen Reizes. Einsamkeit und Stille muß hier herrschen, damit man, ungestört von neugierigen Augen und dem Geplapper einer gedankenlosen, hier nur die Befriedigung ihrer Schaulust suchenden Menge, sich dem erhabenen Eindrucke des Wunderbaues überlassen kann.

Von der obersten Galerie des südöstlichsten Minarets genießt man die schönste Aussicht auf Sonnenauf- und Untergang; den größten Zauber aber entfaltet der Wunderbau, wenn er, vom hellen Glanze des Vollmondes beleuchtet, ein verkörperter Feentraum zu sein scheint.

Während des Aufenthalts unserer Reisenden

in Agra war fast kein Tag vergangen, wo nicht Arabella Freemont den Zauberort besucht hätte.

Am Abend vor ihrer Abreise kehrte sie jedoch im Dunkel der Nacht noch einmal dahin zurück, obgleich sie erst am Morgen mit ihrer sämmtlichen Reisegesellschaft dort gewesen war, um Abschied von dem herrlichen Baue zu nehmen. Allein das hatte ihr nicht genügt, sie wollte allein sein, um sich noch einmal den gewaltigen Eindrücken des Ortes und ihren Träumen zu überlassen. Der getreue Morrison begleitete sie.

Arabella ahnte nicht, daß der gänzlich wiederhergestellte Felix denselben Gedanken gehabt als sie.

Sie war das Innere durchwandelt und hatte sich an dem geheimnißvollen Spiel des durch die Marmorgitter der Fenster in seltsamen Strahlen eindringenden und phantastische Zeichnungen auf dem Marmorfußboden und den Wänden malenden Mondlichtes ergötzt, und stieg zu dem Minaret hinauf, um die im magischen Scheine des Mondes liegende Gegend zu überschauen. Es war um die Stunde des Abendgebetes. Die klangreichen Stimmen der Muezzins ließen von den Zinnen der Minarets den Azan*) ertönen, und bald

*) Ruf zum Gebet.

wurden die Klänge der Pauken und darauf das dumpfe Gemurmel der Tausende von Stimmen vom Abendwinde deutlich herüber getragen. Die Dschamna glänzte im Mondlichte wie flüssiges Silber, und die zahlreichen Ruinen der Paläste und Grabmäler warfen geheimnißvolle Schatten, während Agra selbst mit seinen Minarets und Marmorgebäuden, und der kühn hervortretenden Citadelle von einem märchenhaften Zauber übergossen lag. Aus den schattigen Partien hervor glänzten die Lichter der Bazare und des Strandes wie Sterne.

Es war ein Anblick von wunderbarer Wirkung. Arabella fühlte ihr Herz von Andacht ergriffen, sie kniete nieder, und das Gebet der Christin vermischte sich mit den Tausenden von Gebeten, welche in den Moscheen von den Anhängern Mahomed's zum Throne Gottes emporstiegen. Ob wohl das ihre rascher das Ohr des alliebenden Vaters erreichte? Ob es wohlgefälliger aufgenommen ward? Das sind Fragen, welche priesterliche Unduldsamkeit bejaht, die aber der Verstand des denkenden und an die Allgüte und Allbarmherzigkeit eines gerechten Gottes glaubenden Menschen verneinen muß. Schwer nur vermochte sich Arabella von dem Orte und seinen Eindrücken loszureißen,

endlich aber stieg sie doch hinab, und begab sich in den Garten.

„Laß mich ein wenig allein, lieber Morrison, der Ort ist ganz sicher, auch bin ich wie immer bewaffnet, und meine Stimme würde Dich bald erreichen," sagte sie zu dem Alten, der jeden ihrer Schritte voll zärtlicher Sorge bewachte.

„Meinetwegen. Aber ich bitte Sie, theures Kind, halten Sie sich auch nicht zu lange im Garten auf, die Nachtluft könnte Ihnen schaden."

„Ohne Sorge, Alterchen, ich bin bald wieder bei Dir."

Morrison machte es sich auf den Stufen der großen Treppe bequem, und Arabella schritt die Cypressenallee hinab und ihrem Lieblingsplatze, einem von dichtem Gebüsch umgebenen Ruhesitze am Ende derselben, zu, von wo aus man das Grabmal erblicken konnte. Hell in seinen oberen Theilen von dem Monde beleuchtet und wie getriebenes Silber glänzend, sich von dem leuchtenden Blau des mit Milliarden goldstrahlender Sterne gestickten Firmamentes abhebend, warf die Umfassungsmauer und das eine Eckgebäude auf den untern Theil tiefen Schatten: so schien es, als schwebten die Kuppeln und zierlichen Minarets des Feenschlosses frei in der Luft. Arabella be-

trachtete mit immer neuem Entzücken das schöne Bild, und nahm es auf in ihre Seele als immerdar leuchtende Erinnerung.

Da ward sie plötzlich durch ein Geräusch aufmerksam gemacht und bemerkte, daß sie nicht allein sei. Die Hand an ihre Waffe gelegt, erhob sie sich geräuschlos und blickte der dunkeln Gestalt entgegen, welche sich in dem tiefen Schatten eines Seitenganges näherte, ohne ihre Gegenwart zu ahnen, wie es ihr schien.

Durch eine Lücke im Gebüsch warf der Mond einen Streifen hellen Lichtes in den Gang. Als der Nahende diesen Lichtstreifen erreichte, erkannte ihn Arabella; es war Felix.

Die Hände auf dem Rücken zusammengelegt, das Haupt geneigt und die Augen zu Boden gesenkt, kam er langsam daher geschritten.

Arabella ließ ihre Waffe los, und setzte sich ruhig wieder nieder.

Ein tiefer Seufzer des jungen Mannes zeigte ihr, daß seine Gedanken nicht eben erfreulicher Art seien. Sie hatte geglaubt, er werde umkehren, oder an ihr, die mit dem Oberkörper gänzlich im tiefsten Schatten saß, vorübergehen, ohne sie zu bemerken, fand sich aber getäuscht, er schien den Platz genau zu kennen und schritt gerade auf die

Bank zu. Da er jedoch die gesenkten Augen nicht erhob, so bemerkte er sie nicht eher, als bis er dicht vor ihr stand und sein Blick auf ihre Fußspitze fiel, die ein wenig unter dem dunkeln Reitkleide hervorschaute und in dem die Erde beleuchtenden, schief einfallenden Mondeslichte sichtbar war.

„Arabella!" rief er unwillkürlich, als er den Gegenstand seiner Träume so plötzlich vor sich sah, verbesserte sich jedoch rasch, indem er sprach: „Verzeihung, Miß Freemont! Aber welche Ueberraschung!| Wer hätte Sie zu solcher Stunde hier vermuthet?!"

„Dann ist die Ueberraschung eine gegenseitige," entgegnete sie lächelnd und ihn durch eine Handbewegung zum Sitzen einladend. „Ich konnte eben so wenig ahnen, hier mit Ihnen zusammen zu treffen. Sie handelten überdies sehr unklug, zu solcher Stunde und sogar unbewaffnet, wie mir scheint, hierher zu kommen."

„Und Sie, Miß Freemont, handelten Sie klüger?"

„O, das ist etwas Anderes! Erstens bin ich bewaffnet, und zweitens nicht durch eine kaum geheilte Wunde geschwächt; drittens bin ich nicht allein, mein leisester Hilferuf würde sofort meinen

guten Morrison, der dort auf der großen Treppe sitzt" — sie zeigte nach dem Grabmal hin — „zu meiner Hilfe herbeirufen, und was das Beste von Allem ist, ich pflege viertens nicht in solche Geistesabwesenheit zu verfallen, daß ich nicht höre noch sehe, was um mich her vorgeht, daß ich meinen Feind nicht eher erblicke, als bis ich mich dicht vor ihm und gänzlich in seiner Gewalt befinde."

„O, Miß Freemont, Sie sind mir doch wohl nicht feindlich gesinnt?"

„Nein, das bin ich allerdings nicht, aber statt meiner konnte ein Feind hier sein. Wohin Sie auch in Indien Ihren Fuß setzen, der Thug kann überall sein, und wo er nicht ist, sind Sie in steter Gefahr, auf den nicht minder schlimmen Dakoit zu treffen, der zwar selten einen Bewaffneten angreift, den Unbewaffneten aber stets beraubt, ihn nach Befinden auch tödtet."

„Mag sein, mich soll's nicht kümmern! Was läge daran, wenn ich auch umkäme? Ich bin nicht so glücklich, daß ich zäh am Leben hängen sollte. Im Grabe allein ist Ruhe, dorthin folgt uns die Pein dieses Lebens nicht."

„Freveln Sie nicht, Mr. Strasser, vor Ihnen liegt ein langes und wohl auch ein an Glück und Freuden reiches Leben. Fühlen Sie sich für den

Augenblick unglücklich, dann gedenken Sie Ihrer Pflichten, erinnern Sie sich an Ihre Mutter, an Ihre Schwester, für sie müssen Sie arbeiten und vorwärts streben, um diesen Beiden mindestens einen Theil des Verlorenen wieder zu gewinnen: um Ihre Schwester der trostlosen Abhängigkeit zu entreißen, für welche sie nicht geboren noch erzogen ward, und die sie in Folge dessen um so schmerzlicher, drückender empfinden muß. Staunen Sie nicht, daß ich Ihre Verhältnisse so genau kenne, ich bin eben ein Mädchen und als solches neugierig, ich habe Mr. Löwenheim ausgefragt. Durch ihn weiß ich, daß Sie keine Ursache und auch kein Recht besitzen, sich solcher Muthlosigkeit hinzugeben, denn der, dessen Leben Anderen nützlich ist, der bestimmte Pflichten zu erfüllen hat, kann nicht unglücklich sein, wenn er es nur nicht muthwillig sein will. Das Leben bedarf eines Zweckes und eines Zieles, dem wir zustreben können. Ist es nicht schon des Glücks genug, zu wissen, daß liebende Blicke und Herzen jeden unserer Fortschritte begleiten und sich daran erfreuen? Betrachten Sie doch mich, mir fehlt Alles dies. Ich stehe ganz allein in der Welt, ohne Verwandte — denn Lady Canning und einiger Anderen Verwandtschaft mit mir ist so

weitläufig, daß sie eigentlich gar nicht als solche zu betrachten ist, und von ihnen Allen auch sicher verläugnet würde, wenn ich arm wäre; überdies weiß ich auch sehr wohl, daß Lady Canning mich mit entschieden ungünstigem Auge betrachtet, weil ich, wie sie sagt — ein halber Mann sei. In ihren Augen bin ich eben zu nichts weiter gut, als vielleicht mit einem von ihr protegirten jüngeren Sohne irgend einer ihr verwandten Familie vermählt zu werden, um diesem Protegé zu Reichthum und mittelst desselben zu einer Stellung im Leben zu verhelfen. Mein Vormund zu Delhi ist der Einzige, der liebevollen Antheil an mir nimmt, aber selbst ihm wäre es vielleicht lieber, wenn er der Verantwortlichkeit und Sorge für mein Vermögen und mich überhoben wäre. Freundinnen habe ich nicht, es liegt nicht in mir, mich hinzugeben ohne Uebereinstimmung der Charaktere, und außerdem fürchten und verspotten die Mädchen meiner Bekanntschaft die Amazone, während deren speculirende Mütter in mir wie in jedem reichen Mädchen, das von den nach ihrem Vermögen lüsternen Männern umschwärmt wird, ein Hinderniß mehr zur Verheirathung ihrer Töchter sehen; vielleicht fürchten sie auch noch, daß mein Beispiel ihre zahmen Schäfchen verderben

möchte. So stehe ich gänzlich allein, umschmeichelt in das Gesicht, im Rücken getadelt, verspottet, verleumdet; um meines Geldes willen begehrt und bewundert, aber von Niemand um meines Selbst willen geliebt; ohne alle Pflichten, als die uns Allen gemeinsamen Menschenpflichten, in den Tag hinein lebend, ohne zu wissen, für was ich lebe. Meinen Sie nicht, daß ich wohl eher Ursache hätte als Sie, das Leben zu verachten und mich der Muthlosigkeit hinzugeben? Aber ich thue das nicht, ich liebe mein Leben, ich bin Gott dankbar dafür, und die männliche Erziehung, die mir mein innig geliebter Vater in weiser Voraussicht gegeben, da er sehr wohl wußte, wie allein ich stehen würde; die Kenntnisse, mit welchen er meinen Geist zu bereichern unablässig bemüht war, machen, daß ich im Bewußtsein meiner gestählten Kräfte ungleich anderen Mädchen des Schutzes nicht bedarf und, mir selbst genügend, Langeweile und Muthlosigkeit nicht kenne. Ermannen Sie sich, Mr. Strasser, es thut mir unsäglich leid, wenn chi einen Mann so muthlos sehe."

„Verachten Sie mich deshalb nicht, Miß Freemont, ich bin nicht immer so; o, ich habe Muth, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, es war nur eine momentane Entmuthigung, deren ich

mich nicht sogleich zu entschlagen vermochte, und die sich meiner durch Nachgrübeln über die Unerreichbarkeit eines Zieles, dem meine ganze Seele, jeder meiner Gedanken zustrebt, bemächtigt hatte."

„Woher wissen Sie, daß dies Ziel — mag es sein, welches es will — Ihnen unerreichbar ist? Vermögen Sie den dichten Schleier der Zukunft zu heben? Ihr größter Dichter sagt ja: „Es ruhen in der Zeiten Schooße die trüben und die heitern Loose." Wie vermögen Sie zu bestimmen, daß das Ihre gerade eins der ersteren sein wird? Vorwärts muß der Mensch und vor Allem der Mann streben, und je höher das Ziel ist, dem er zustrebt, desto beglückender und ehrenvoller wird es für ihn sein, wenn er es endlich erreicht. Das Glück ist nur den Kühnen hold, wie — still! wer naht? Das ist nicht Morrison's Schritt."

In demselben Gange, aus welchem vorher Felix gekommen war, nahte ein weiß gekleideter Hindu. Ein Gegenstand, den er im Arme trug, glänzte wie ein Spiegel. Er schien von der Anwesenheit der Beiden unterrichtet zu sein, denn er ging gerade auf sie zu, machte in ehrerbietigster Weise den Salam, und wartete dann, bis er angeredet wurde.

„Was willst Du?“ fragte Felix, der durch unablässige Uebung schon längst so weit gekommen war, die Sprache des Landes mit Geläufigkeit zu reden.

„Ich bin ein Harkura*), an Dich, o Sahib, gesendet. Doch ehe ich spreche, sage mir Deinen Namen und den der Mam Sahib.“

„Mein Name ist Strasser, doch den der Dame brauchst Du nicht zu wissen. Jetzt sprich, wer sendet Dich?“

„Noch nicht, Sahib, wenn Du mir den Namen der Mam Sahib nicht sagen willst, so verschweige ihn, wenn Du willst; ist sie aber die, welche sie sein soll, dann wird sie mir etwas zeigen können, was ihr ein Hindumädchen gab.“

„Ah! Du kommst von Sakuntala,“ rief lebhaft Arabella und zog den Stein aus dem Busen; „hier, siehe dies, und nun sprich, wie geht es Sakuntala? was läßt das liebe Mädchen mir sagen?“

„Sie grüßt Dich, Mam Sahib, und sie ist ganz wohl, mein Auftrag jedoch lautet an den Sahib allein, Sakuntala befahl mir aber, ihn nur in Deiner Gegenwart auszurichten. — Hier, Sahib, dies

*) Bote.

Kästchen sendet Dir Douschmanta und Sakuntala." Er reichte Felix den glänzenden Gegenstand, welchen er im Arme getragen, und der sich als ein Kästchen von polirtem Silber, an welchem ein kleiner Schlüssel hing, auswies.

Felix betrachtete es verwundert und wollte aufblickend eine Frage an den Ueberbringer richten, allein Jener war verschwunden, die Stelle leer, wo er eben noch gestanden.

Arabella's Aufmerksamkeit war ebenfalls auf das Kästchen gerichtet gewesen, und so hatte Keines bemerkt, wie der Harkura mit einer Geräuschlosigkeit und Behendigkeit der Bewegung, die denen einer Schlange glichen, rückwärts geglitten war, bis er das Gebüsch erreicht hatte. Das Geräusch seines die Büsche durchbrechenden eilenden Laufes allein war es, welches die Richtung andeutete, die er genommen. Binnen wenigen Minuten war auch dieses Geräusch verstummt, und die vorige Stille ruhte wieder auf dem Garten.

„Wie sonderbar!" versetzte Felix, das Kästchen, unschlüssig, ob er es öffnen sollte oder nicht, von allen Seiten betrachtend. Es war so schwer, daß er genöthigt war, es auf seine Kniee zu stützen.

„Nun, Mr. Strasser? wollen Sie nicht nach=

sehen, was Sakuntala und ihr Vater Ihnen senden? Behalten müssen Sie es ja doch einmal."

Felix folgte der Aufforderung und öffnete mit dem Schlüssel das Kästchen. Ein beschriebenes Blatt lag oben auf, er hob es empor und — ein unbeschreibliches Farbenspiel der kostbarsten Edelsteine strahlte seinen geblendeten Augen im Mondenlicht aus dem mit schwarzem Sammet gefütterten Innern entgegen. Da waren Diamanten von der Größe einer Haselnuß, worunter zwei Stück jener seltenen schwärzlichen Diamanten, Smaragden, Rubinen, Türkise, Sapphire, herrliche Opale, Amethyste und Perlen.

„Das ist in der That ein kostbares Geschenk," bemerkte Arabella, „Douschmanta muß ein sehr reicher Mann sein. Aber ich bitte, lesen Sie doch, was Sakuntala schreibt; mir scheint, es ist englisch, wie gebildet ist doch dies schöne Mädchen!"

Felix hatte den Schatz wie im Traume angeschaut, jetzt erst warf er einen Blick auf den Zettel, er war in englischer Sprache geschrieben, und der Mond leuchtete hell genug, um ohne alle Anstrengung die zierlichen Schriftzüge, welche keine geringe Geübtheit verriethen, zu lesen.

Das Schreiben lautete: „Sakuntala sendet Dir ihren Gruß! Wird sie auch nicht im Stande

sein, Dir mit beifolgendem Geschenk die Rettung des unschätzbaren Lebens ihres theuren Vaters zu vergelten, so wird ihr doch dadurch die Schuld der Dankbarkeit, welche die Gnade eines Wilyati*) auf sie häuft, etwas weniger drückend sein, wenn sie weiß, daß sie Dir geholfen hat, den Zweck zu erreichen, wegen dessen Du in ihr Vaterland gekommen bist. Jetzt wirst Du nicht mehr gezwungen sein, in Indien zu verweilen, und kannst es verlassen, um Dir in Deinem Vaterlande eine Existenz zu gründen. Willst Du aber dennoch nicht von dem Boden weichen, der Dir Verderben droht, so erinnere Arabella Freemont an den Talisman, den ich ihr gegeben, er schützt Euch Beide."

Er reichte das Blatt an Arabella und sagte: „Lesen Sie, Miß Freemont, und sagen Sie mir, was Sie von der Sache denken."

Als sie das Blatt mit ihren Augen überflogen hatte, versetzte sie: „Was ich davon denke, wünschen Sie zu wissen? Ei nun, ich meine — Ah! die andere Seite ist auch noch beschrieben. Hier nehmen Sie das Blatt zurück."

*) Ausländer, so nennt man alle Fremde europäischer Abkunft ohne Unterschied, während die Engländer vorzugsweise die Fremden (Feringhees) genannt werden.

„Nein, Miß Freemont, bitte, lesen Sie weiter — lesen Sie laut, wenn es Ihnen gefällig ist.“

Sie begann: „Der Werth dieser Edelsteine, welche ich mit der Bewilligung meines Vaters Dir sende, beträgt ein Lack *), welche Summe für Eure Begriffe genügend sein soll, um reich genannt zu werden. Man hat mir gesagt, die Männer Deines Volkes betrachteten es nicht als besonders ehrenvoll, wenn sie ihrer Gattin Alles, also auch ihre Existenz verdanken müssen, Du — — ich bitte, Mr. Strasser, lesen Sie selbst weiter, ich glaube, diese Zeilen sind nur für Sie allein bestimmt,“ sagte Arabella, ihre Lectüre unterbrechend.

Felix lehnte jedoch das dargereichte Blatt ab, indem er sagte: „Nein, ich bitte, Miß Freemont, Sie wissen ja, Sakuntala hat Ihre Anwesenheit gewünscht und wollte also auch, daß Ihnen der Inhalt des Schreibens nicht fremd bliebe. Ich bitte, lesen Sie weiter.“

Wollte sie nun ihre Verlegenheit nicht bemerken lassen, so war sie genöthigt, fortzufahren, was sie denn auch muthig that. „Du bist jetzt aber reich nach den Begriffen der Feringhees,

*) 10,000 Pfd. St.

und kannst nun, ohne des niedern Eigennutzes beschuldigt zu werden — die heirathen, welche Du liebst. Ah, Mr. Strasser," scherzte sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen, „ich wußte nicht, daß Sie so vertraut mit Sakuntala geworden, um ihr ihr Herz zu eröffnen."

„Nicht doch, Miß Freemont! Sie selbst wissen ja am besten, daß ich kein Wort mit dem Mädchen gewechselt habe; aber ich schenkte auch Douschmanta nicht in solchem Grade mein Vertrauen, um ihm Dinge mitzutheilen, die ich mir selbst kaum zu gestehen wage. Es grenzt wahrlich an Zauberei, denn wie kann Sakuntala sonst wissen —"

„Mein bester Mr. Strasser, trösten Sie sich, die Sache geht wahrscheinlich ganz natürlich zu, denn in diesem Punkte sind wir Mädchen alle ein wenig Zauberinnen, und entdecken Manches, was sonst Niemand ahnt. Doch nehmen Sie Ihren Schatz, und lassen Sie uns nach Agra zurückkehren, denn da wir morgen früh die Secandra sehen wollen, wird es Zeit, die Ruhe zu suchen. Lebe wohl, du bezaubernder Ort, du Denkmal einer Liebe, die den Tod überlebte!" rief sie und warf noch einen Blick rings um sich her, dann schritt, sie voraus. Felix folgte ihr, sein Kästchen im

Arm. So viele Gedanken und Gefühle stürmten auf ihn ein, daß er verwirrt keinem einzigen Worte zu geben vermochte und stumm neben ihr herging.

Morrison erhob sich brummend: „Ich dachte schon, Sie kämen gar nicht wieder, Miß Arabella, und wenn ich nicht Ihre und Mr. Strasser's Stimme gehört hätte, wäre ich schon längst gekommen, um Sie zu suchen.“

„Zanke nicht, Alterchen, ich bin ja schon da!“ versetzte sie, ihm lächelnd den Mund zuhaltend.

„I nu ja, das sehe ich,“ entgegnete er, ihre Hand fest haltend, „und bin auch verteufelt froh darüber.“ Er hob sie auf ihr Pferd und nahm Felix das Kästchen ab, das dieser mit der rechten Hand nicht zu halten vermochte, da er sich deren zur Leitung des Pferdes bediente, um den zwar vollständig geheilten, aber noch schwachen linken Arm zu schonen.

Einige Minuten nach elf Uhr erreichten sie Agra. — — — — — — — — —

Secandra, das Grabmal Akbar's des Großen, des weisesten und besten unter den mongolischen Fürsten, liegt acht Meilen nordwestlich von Agra.

Unsere Freunde fuhren an dem wunderschönen Morgen in aller Frühe auf der wohlgepflegten

Kunststraße, welche nach Mattara führt, an vielen interressanten Ruinen vorüber, der Secandra zu. Hart am Wege bezeichnet ein Pferd aus rothem Sandstein die Stelle, wo eines der Lieblingspferde Akbar's begraben ward. Aus weiter Ferne schon erblickt man die herrliche Secandra.

Gerade als sich die Sonne in rother Gluth an dem tiefblauen Himmel erhob, erreichte die Gesellschaft die Thore.

Eine hohe Mauer umschließt den Garten, welcher das majestätische Grabmal umgiebt. An jeder Ecke der Mauer springen kleine Bollwerke mit achteckigen Thürmen hervor, die von einer offenen Kuppel gekrönt sind. Vier große Thore aus rothem Sandstein führen in das Innere. Das Thor von der Südseite ist der Haupteingang, der aus drei hohen Bogenportalen von rothem Sandstein mit Mosaikverzierungen gebildet wird. Ueber dem mittleren Portale erhebt sich eine Bastion mit vierhundertundzwanzig Fuß hohen Minarets aus weißem Marmor, die bis zur halben Höhe canellirt sind, und in denen marmorne Wendeltreppen zu den Balconen führen. Das viereckige Mausoleum selbst erhebt sich vier Stock hoch, die in steigendem Verhältniß immer kleiner werden und mit vielen Thürmen und

Kuppeln, von canellirten Säulen getragen, bis zur höchsten Etage besetzt sind. Freitreppen aus weißem Marmor führen hinauf. In der Mitte des von einem mächtigen Spitzbogengang, durch den auf jeder Seite zwei prächtige Thore in das Innere führen, umschlossenen Stockwerkes steht Akbar's einfacher Marmorsarkophag, über welchem eine ewige Lampe brennt. Täglich wird der Sarkophag nach der schönen Sitte der Indier mit frischen Blumen bestreut. Die zweite Etage bilden große Gewölbebogen, welche in zwanzig verschiedene Gemächer führen: dies sind die Familiengrüfte der Gemahlinnen und Prinzen des Hauses.

Aehnlich ist das dritte Stockwerk. Die drei unteren Etagen sind aus rothem Sandstein, mit weißem Marmor ausgelegt, erbaut, dagegen ist die vierte sammt ihrer Terrasse ganz aus weißem Marmor. Sie bildet eine breite Plattform, die auf allen Seiten von einer durchbrochenen Marmorwand von der herrlichsten Arbeit umgeben ist, an deren vier Seiten sich gethürmte Marmorkuppeln erheben. In der Mitte dieses prachtvollen Raumes steht der Paradesarkophag Akbar's, mit Reliefs, Guirlanden und Ornamenten in der wunderbarsten Arbeit, und Akbar's in Edelsteinen ausgelegtem Namen geschmückt. Sämmtliche Kup-

peln sind mit farbigen Ziegeln gedeckt, die, von der Ferne gesehen, wenn sie vom Sonnenlichte bestrahlt sind, einen unbeschreiblich glänzenden Anblick gewähren. In den herrlichen Marmorcolonnaden des untersten Stockwerks könnte man eine Armee unterbringen, so groß und weit sind sie. Von den verschiedenen Terrassen genießt man eine wunderbar schöne Aussicht.

Im Umkreise von über zwanzig Meilen überblickt man die fruchtbare, nach allen Seiten hin von den Ruinen alter Herrlichkeit übersäete Landschaft. Aus den Ruinen tritt majestätisch Agra mit seinen glänzenden Minarets und Kuppeln hervor, und im Hintergrunde fließt die silberne Dschamna vorüber.

Im Garten der Secandra liegen Bassins, und kleine Kanäle durchschneiden ihn von der Mitte der vier Seiten ausgehend, aus denen früher viele Fontainen sprudelten. Unter dem Schatten alter Tamarinden, Pipala und Orangenbäume gedeiht ein wundervoller Blumenflor, und erfüllt die Luft mit köstlichen Düften.

Felix allein hatte nicht den Genuß, welchen er von dem Besuche dieses großartigen Denkmals gehofft, denn er besaß nicht die Ruhe, welche erhabene Bauten und Naturschönheiten von dem

Beschauer verlangen. Eine Beute der widersprechendsten Gefühle, jubelte er einmal über die Aufmunterung, welche in Miß Freemont's am Abend vorher zu ihm gesprochenen Worten zu liegen schien, um gleich darauf wieder, seiner Armuth und unbedeutenden Lebensstellung gedenkend, in Muthlosigkeit und Verzweiflung zu versinken. An Sakuntala's reiches Geschenk gedachte er nur mit der Absicht, die Juwelen vorläufig aufzubewahren und in Delhi bei Saravânti, dem Oberpriester Wischnu's, nach Sakuntala's Aufenthalt zu forschen, um ihr dann das Geschenk zurückzustellen. Wohl hatte er auch seiner Schwester gedacht, welche er mit einigen der geringsten dieser Juwelen ihrem abhängigen Loose hätte entreißen können, allein sein starkes Ehrgefühl, gleich wie sein Stolz sträubten sich dagegen, Bezahlung für eine Pflicht der Menschlichkeit anzunehmen, und so blieb es bei seinem Entschlusse.

Arabella erwähnte des vergangenen Abends mit keiner Silbe und hielt sich geflissentlich fern von ihm, die Gesellschaft des seit einiger Zeit etwas schweigsamen Frank der seinen vorziehend. Es war dies eher als günstiges, denn als ungünstiges Zeichen zu deuten, allein Felix war

zu unerfahren in diesen Dingen, um das zu wissen; so quälte er sich zu Allem auch noch mit Nachsinnen über die Ursache ihrer sichtbaren Kälte.

Denselben Abend noch verließ die Gesellschaft Agra, und begab sich auf die Weiterreise nach Delhi.

5.
Glückliches Zusammentreffen.

Wer von Agra nordwärts der alten Hauptstadt Indiens entgegen reist, kommt über eine weite, nach allen Seiten mit Ruinen bedeckte Ebene. Unter niedergestürzten Trümmerhaufen, die mit Ranken und Gestrüpp überwachsen sind, ragt hier und dort ein zerbrochener Obelisk, eine vergoldete Kuppel oder ein schlankes Minaret hervor. Das sind die Ruinen des alten Indraprasta oder Delhi. Der gelehrte Reisende Ibn Batuta schilderte die herrliche Stadt — vor ihrer ersten Zerstörung der Neid der Welt genannt — als großartig und prachtvoll, sowohl Schönheit wie Stärke vereinend.

Am 3. Januar 1398 nahm Timur oder Tamerlan, der grausame Tartarenfürst, der am

Ende seiner Tage — 1405 — siebenundzwanzig Kronen auf seinem fluchbeladenen Haupte vereinigte, die Stadt ein, und nur fünfzehn Tage genügten dem blutigen Tyrannen und seinen entmenschten Horden, um die wundervolle Stadt, für deren Schönheit und Glanz noch heutzutage die prachtvollsten Ruinen zeugen, in einen rauchenden Trümmerhaufen zu verwandeln. Umstanden von Siegespyramiden, aus Menschenschädeln errichtet, blieben die Ruinen ein Schanddenkmal des barbarischen Zerstörers. Unter Baber 1526 wieder zur Residenz erhoben, begann Delhi doch eigentlich erst unter Akbar dem Großen, 1556, sich recht wieder zu erholen. Schon dessen Nachfolger jedoch verlegten ihre Residenz nach anderen Orten. So blieb die Stadt öde und todt, bis endlich Schah Jehân oder Dschihan, auch Dschehangir genannt, im Jahre 1731 auf einem Felsenplateau dicht am Rande eines Armes des Dschumna — der fünf Meilen nördlich von der Stadt vom Hauptstrom abbiegt, um zwei Meilen südwärts vom südlichsten Wallvorsprunge sich erst wieder mit demselben zu vereinigen — das heutige Delhi erbaute, das ihm zu Ehren noch heute von den Mahomedanern Jehânabad genannt wird.

Die Sadt hat elf Thore, deren vier nach der

Flußseite gehen. Die Straßen sind mit wenigen Ausnahmen eng und schmutzig, die schönste der schönen ist die Tschandrie = Tschâk — der weiße oder Silbermarkt. — Diese Hauptstraße führt von Norden nach Süden durch die ganze Sadt. Eine Wasserleitung durchschneidet sie ihrer ganzen Länge, nach und verbreitet mit ihrem reinen, frischen Wasser rings herum eine angenehme Kühle. Hier steht auch die Moschee — vor welcher Schah Nadir 1739 während der furchtbaren Niedermetzelung der Einwohner saß und wohlgefällig der Schlächterei zusah, während seine Leute die Beute von allen Seiten herbeischleppten und rings umher zu Bergen anhäuften. Dreißigtausend Menschen wurden an einem Tage ermordet. Damals schien Blut statt Wasser in dem Kanal zu fließen. Ach! und es ahnte noch Niemand, daß hundert und einige Jahre nach jenem blutigen Tage sich die Greuelscenen wiederholen, daß Schrekken ohne Gleichen abermals in der alten Sadt verübt werden sollten; abermals sollte die Deodara, jener berühmte ungeheure Baum, welcher, die ganze Breite der Tschandrie=Tschâk beschattend, in der Nähe der Moschee Bochim = Ud = Dowlah steht — von deren Terrasse Nadir Schah sein grausames Herz mit dem Anschauen der Greuel

erfreute — wie damals, wo sie dem Tyrannen als Galgen für die Vornehmen diente, mit Leichen wie mit Früchten behangen, ein Gegenstand des Schreckens und Abscheues für den Beschauer sein. Doch greifen wir der Zeit nicht vor, sie eilt ohnedem rastlos ihrem Ziele zu, rasch genug nahen die Schrecken.

Nadir Schah war damals mit dem Schatz des Großmoguls von dannen gezogen, den man mit der Brandschatzung, welche der Stadt auferlegt worden, und mit der sonstigen Beute auf zweihundert Millionen Thaler anschlug.

Der Kaiserpalast Dauri-Sauri, gleichfalls an der Tschandrie-Tschâk liegend, ist einer der schönsten Paläste, die es giebt. Er ist von einer rothen Granitmauer von allen Seiten umgeben, die vierte Seite der Mauer läuft am Flusse hin und wird von ihm bespült. In den Palast gelangt man durch eine Reihe prächtiger Thore aus Granit, die mit Bildwerken reich verziert sind. Auf einem herrlichen gothischen Bogen in der Mitte des großen Thurmes liegt ein flaches Gewölbe ähnlich einer gothischen Kathedrale, mit einem kleinen achteckigen Hofe, in welchem in der Mitte der äußere Thron, inmitten einer aus weißen Marmorsäulen in arabisch-byzantinischem Stile gebil-

deten Thronhalle, dem Eingange gegenüber steht. Der Thron selbst ist ein marmorner Sessel, die Rückseite schmücken Arabesken in florentinischer Mosaik, unter denen ein Orpheus von acht Fuß Höhe, aus Edelsteinen gebildet, unmittelbar über dem Throne, die meiste Aufmerksamkeit erregt. Hier ertheilten die Großmoguls Audienz an die Gesandten und Vornehmen ihres Reiches, wenn diesen befohlen war, auf Elephanten zu erscheinen. Zwei Hundert dieser Riesenthiere haben hier Platz und mußten bei solchen Gelegenheiten in besonderer Ordnung hinter einer Barrière aufmarschiren. Dieser ganze Raum ist aus rothem Granit gebaut, mit Koransprüchen und steinernem Blumenwerk geziert. Aus diesem schönen Hofe gelangt man durch ein kleines Thor in den schönsten Raum des ganzen Palastes — den Dewani-Chas oder das Staatsrathszimmer. Es ist ein Pavillon von weißem Marmor mit vier Marmorkuppeln gedeckt, die von zweiunddreißig herrlich gearbeiteten Säulen und Bogen mit vergoldeten Arabesken und von Edelsteinen eingelegten Blumen und Inschriften getragen werden.

In der Mitte des glänzenden Raumes stand einst der berühmte Pfauenthron aus schweren Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden

und Perlen geschmückt, zwischen zwei goldenen Pfauen, die ihre ausgebreiteten Edelsteinschweife erhoben hatten, über welchen ein Papagei, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Dieser Thron ohne Gleichen soll einen Werth von sechs und einer halben Million Pfund St. gehabt haben. Schon Timur entführte den kostbarsten Stein davon, einen Rubin von seltenster Größe und Schönheit. Nadir Schah nahm den übrigen Edelsteinschmuck mit sich, als er mit unermeßlicher Beute beladen das verheerte Delhi verließ. Jetzt ist nur noch ein einfacher Sessel auf hohem Fundament stehend der Thron des Schattenkönigs Abul Mozffer Sarajuddya Mahomed Bahadur Schâh Badscha-i-Ghazie von Delhi; dünne Goldplatten, mit werthlosen Steinen und Perlen besetzt, bedecken den Thron, und ein von silbernen Säulen getragener Himmel schwebt darüber. Noch immer steht in arabischen Lettern zur Seite die stolze Phrase: „Wenn je ein Paradies auf Erden, so ist es hier! so ist es hier! so ist es hier!“ Und der Beschauer dieses Ortes wird einverstanden mit der Phrase sein, nicht wegen des für ein europäisches Auge noch immer genug glänzenden Thrones, nicht wegen der unvergleichlichen Pracht und wahrhaft

edlen Bauart des Marmorsaales, sondern wegen des wundervollen Anblicks, der ihm aus den drei nach dem Dschumna gehenden gitterartigen Marmorfenstern, von der zierlichsten Arbeit, zu Theil wird. Das mittelste dieser Fenster war nur allein dem Kaiser selbst bestimmt, nur sein Auge durfte sich durch dieses Fenster an der Pracht der Scenerie weiden.

Südlich vom Dewani-Chas liegen längs des Flusses die im arabischen Stile erbauten Marmorpaläste des Königs und seiner zahlreichen Frauen, nördlich die Bäder, Gärten, die Wohnungen der Prinzen, und eine kleine Moschee. Alles ist aus weißem Marmor mit Edelstein-Mosaik untermischt erbaut. Pracht und Ueppigkeit wetteifern mit Bequemlichkeit in diesen Räumen, und das Zierliche, die mannichfaltigen Muster der Säulen, Erker und hervortretenden Hallen zeigen einen bewunderungswürdigen Kunstsinn und Geschmack. In den weiten Gärten, welche sich den Palästen anschließen, gedeiht unter dem Schatten herrlicher Bäume eine reiche Blumenwelt, und zahlreiche Schwärme von Tauben, die der König zu seiner Unterhaltung hält, beleben sie nach allen Seiten hin.

Die Tschandrie-Tschâk bietet beständig ein lebendiges Bild, ein Bild ohne Gleichen, das

einmal gesehen nie wieder vergessen werden kann. Eine malerische Bevölkerung drängt sich hier untermischt mit einer Menge von Pferden, Kameelen und anderen Lastthieren. Am Tage herrscht in dieser Straße eine Hitze, ein Glanz und Lärm, daß man sehr starke Nerven haben muß, um nur einigermaßen geduldig dieses Durcheinander zu ertragen. Die lebhaften Farben, in die sich die Eingeborenen zu kleiden lieben, blenden das Auge; wohin man es auch richten mag, trifft es auf glühende Farben, blitzen ihm schneidende Reflexe der auf die glänzenden Kappen, Helme und Waffen fallenden Sonnenstrahlen entgegen; nirgends, wohin man auch schauen mag, ein Schattenpunkt, wo das entzündete Auge ruhen könnte, selbst über die Balkone und Dachgeländer neigen sich glänzende Gestalten. Dazu wird das Ohr von einem Lärm betäubt, daß einem Ungewohnten das Trommelfell zerspringen möchte. Kreischen, Jauchzen, Hallohen und Sprechen, das aber des Höllenlärms wegen ein Schreien in allen Sprachen des Ostens ist, mengt sich mit dem Knarren und Rollen der ungeschmierten Karrenräder, den Tönen der Hörner, dem Schlagen der Tamtams, dem Wiehern der Pferde, dem Aechzen der Kameele und dem Trompeten der Elephanten; mit dem

Geschrei der zahlreichen in Käfigen feilgebotenen Vögel und kleinen Affen, mit dem Miauen und Bellen der ebenfalls zum Kauf ausgestellten Katzen und persischen Windspiele; überschrieeen von dem kurzen scharfen Brüllen der mit Kappen bedeckten Kopfe von ihren Wärtern durch die Menge geführten Jagdleoparden. Diese Verwirrung und dieser Lärm wird zuweilen noch durch den Zug des Gefolges eines Großen des Reiches vermehrt. Der hohe Herr sitzt behaglich in dem Haudah*) auf dem Rücken eines Elephanten, über ihm schwebt — doch nur bei fürstlichen Personen — ein kostbarer an dem Haudah befestigter Thronhimmel, oder der große Sonnenschirm, den ein Diener über seinem Haupte halten muß, schützt ihn vor den glühenden Sonnenstrahen. Oder der Herr streckt sich behaglich in seinem Takth-J-Rawân, einer Art Palankin, aber statt mit zwei, mit vier reich mit Schnitzereien verzierten Tragbalken und von acht Männern getragen. Goldgestickt und mit Edelsteinen besetzt schwebt ein seidener Baldachin über dem von Seidenkissen gebildeten Lager, auf

*) Der auf einem breiten Kissen befestigte thurmartige Sitz für eine, zwei und auch mehrere Personen; unmittelbar vor diesem sitzt auf dem Halse des Elephanten der Mahoud, um ihn zu lenken.

welchem der Prinz von allen Seiten sichtbar ruht, mit vornehmem Blick die Menge musternd, völlig unbekümmert um den Schaden, den sein rücksichtslos Alles zur Seite drängendes Gefolge vielleicht verursacht. Neben ihm geht auf einer Seite der Diener mit dem Fliegenwedel, auf der andern der mit dem Sonnenschirm, Gortschura*) zu Fuß geht voran, andere zu Pferde folgt. Vor der Gortschura zu Fuß kommt noch andere Dienerschaft: Einige auf Kameelen, Andere zu Pferde, Viele zu Fuß machen ihrem Herrn Bahn, indem sie vorauslaufend ihre Stöcke oder Scepter schwingen und mit einer wahren Löwenstimme seine Titel nicht ausrufen, sondern ausbrüllen. Zu diesem niedlichen Bilde eines Chaos von Lärm und Verwirrung denke man sich noch die schöne Musik der wandernden Musikanten, die glänzenden Farben der von den Dächern herabhängenden Teppiche, die in leuchtenden Farben gestreiften Perdahs,**) das Hämmern der Eisenarbeiter, das Blinken der Messing- und Kupfergefäße in der Sonne, sowie die Gluthhitze dazu, welche hier herrscht, und man wird ein getreues, aber immer noch schwaches Abbild der Tschandrie-Tschâk während des Tages haben; man wird begreifen, daß der Europäer, welchen seine

*) Garde. **) Sonnenblenden.

Geschäfte oder die Neugier hierher führten, Gott dankt, wenn er wieder aus dieser Hölle heraus ist.

Völlig verschieden ist der Eindruck, welchen die prächtige Straße während des Abends auf den Beschauer macht.

Zwar sind die Bazare in den unteren Räumen der Häuser noch immer geöffnet, noch immer drängt sich das Volk von Bude zu Bude, aber keine Karren fahren mehr hindurch, die Pferde und Elephanten, welche die Menge theilen, sind nicht mit schweren Packen belastet, sondern dienen nur dem Vergnügen ihrer Herren oder Herrinnen. In dem hellen Lichte der unzähligen Lämpchen in den Bazaren wogt die Menschenmasse auf und nieder, schöne Frauengestalten überlassen sich unter Scherz und Lachen der Freude, dem Frohsinn; Tänzerinnen und Spaßmacher haben hier und dort einen Kreis um sich versammelt, der mehr durch Geberden als Worte seinen Beifall zu erkennen giebt. Die Juwelenhändler öffnen von Zeit zu Zeit ihre Kästchen, und das prachtvollste Farbenspiel glänzt den Käufern oder den Neugierigen entgegen; Delhis berühmte Gold- und Silber-Filigranarbeiten stehen lockend aufgestellt, die zierlichsten Schnitzereien, die kunstvollsten Malereien in und auf Elfenbein zeigen eine

Vollkommenheit, die durch nichts übertroffen wird. Ueber der bunten Menge zeigt sich oben an den offenen Fenstern, Balkonen oder Erkern der Häuser reich geschmückt ein Flor schöner Mädchen und Frauen, halb oder ganz verschleiert blicken sie auf die Menge hernieder, und amüsiren sich an dem lebendigen Treiben.

Vier Tage waren vergangen, seit unsere Reisegesellschaft in Delhi angekommen war. Der Bote, welchen sie von Agra aus an Mr. Sauteur, den Vormund Miß Freemont's, abgesendet hatten, mußte Thugs oder trotz seiner nur geringen Habseligkeiten Dakoits in die Hände gefallen, oder auch eine Beute der Tiger geworden sein, denn er war in Delhi nicht angekommen, Mr. Sauteur demnach ohne Nachricht der bevorstehenden Ankunft seiner Mündel geblieben, weshalb er eine Einladung zu einer Jagdpartie angenommen hatte. So war es gekommen, daß Arabella nur von ihrer Dienerschaft in dem mit ihrem Vormunde gemeinschaftlich bewohnten Hause empfangen ward. Sie hatte sich von den Freunden verabschiedet, sie aber mit Herzlichkeit eingeladen, ihr Haus zu besuchen, so oft es ihnen bei ihr gefiele.

Von dieser Freundlichkeit hatten die Freunde

jedoch noch keinen Gebrauch gemacht, weil sie erst die Ankunft Mr. Sauteur's, seinen ihnen für das Geleit seiner Mündel schuldigen Besuch und respective dessen Billigung der von Arabella gewährten Erlaubniß, sie zu besuchen, zu erwarten für gut und passend hielten.

Ueberdies fanden sie auch bei ihrer Ankunft eine solche Menge auf Frank wartender dringender Arbeiten vor, daß sie alle Kräfte zu deren Erledigung aufbieten mußten, und noch nicht einmal Zeit gefunden hatten, einen Ritt durch die Stadt zu machen. Am Abend des vierten Tages waren sie jedoch ziemlich fertig, und Frank forderte seinen getreuen Helfer zu einem Ritt nach dem Tschandrie-Tschâk auf. Der Abend war wunderschön und die Straßen wie immer von einer zahlreichen Menge belebt. Noch waren die beiden Reiter nicht sehr weit vorwärts gekommen, als sie Arabella's wohlbekanntes weißes Pferd erblickten; sie selbst saß in einem Reitkleide von blauer Seide, einen weißen breitkrämpigen Filzhut mit langer wehender weißer, durch eine Diamantagraffe an dem Hute befestigter Feder auf den Locken, strahlend von Schönheit auf Djelmi, und plauderte heiter mit einem ihr zur Rechten reitenden alten Herrn. Ihr glänzender Blick schweifte dabei über

die Menge hin und streifte auch die Freunde. Lebhaft sich zu ihrem Begleiter wendend, machte sie ihn aufmerksam auf die Begegnung. Er blickte nach der ihm von ihr angedeuteten Richtung, und trieb sein Pferd rascher vorwärts.

Da die Freunde dies ebenfalls thaten, so währte es nicht lange, bis sie zusammentreffend Grüße auswechselten. Arabella wollte die Vorstellungen beginnen, allein Mr. Sauteur, dem alle Ceremonien verhaßt waren, sagte mit gutmüthiger Derbheit: „Ich bitte Dich, Kind, bleib' mir mit Deinem Firlefanz vom Leibe, und Sie, meine Herren, seien Sie von dem alten Sauteur recht herzlich gegrüßt, und verzeihen Sie, daß ich Sie noch nicht aufgesucht habe, um Ihnen für den Schutz zu danken, den Sie während der langen Reise meiner Mündel gewährt. Ich bin erst diesen Nachmittag angekommen und gedachte Sie morgen früh aufzusuchen. Da wir uns jedoch hier treffen, will ich nicht länger zögern, Ihnen meinen Dank auszusprechen, und Sie zu bitten, daß Sie ganz über mich verfügen wollen, wenn ich Ihnen in irgend welcher Weise nützlich zu sein vermag.“ Während er Beiden die Hände schüttelte, fügte er hinzu: „Lassen Sie mich sehen, ob Arabella ein gutes Beschreibungstalent besitzt, Sie sind Mr.

Löwenheim und Sie Mr. Strasser. Mr. Sauteur's Blick war auf Felix' Hand gefallen, von der dieser bei der Begrüßung den Handschuh abgezogen hatte, und haftete mit gespannter Aufmerksamkeit auf einem großen altmodischen Siegelringe, den Felix am Zeigefinger trug, und in dessen Carneol ein adeliges Wappen gravirt war.

Mr. Sauteur vergaß die Fortsetzung seiner Rede gänzlich und betrachtete vorwärts geneigt immer aufmerksamer den Ring, was ihm nicht schwer wurde, da sie gerade vor einem der am hellsten beleuchteten Bazare hielten. Endlich sagte er: „Ich bitte, Mr. Strasser, erlauben Sie mir diesen Ring zu näherer Besichtigung.“ Felix genügte bereitwillig dem Verlangen, indem er den Ring vom Finger zog und ihn in die Hand des alten Herrn legte, der ihn mit seltsamer Bewegung betrachtend murmelte: „Ja, ja er ist es — pour Dieu et mon honneur.“

So lautete der Wappenspruch, der auf dem Bande des Wappens in den Stein eingegraben war.

Felix wußte nun, daß dies Wappen, daß der Wahlspruch Mr. Sauteur bekannt sein mußte, denn es wäre selbst beim hellsten Tageslichte nur

einem sehr scharfen Auge möglich gewesen, die äußerst kleinen Buchstaben so schnell zu lesen.

Mr. Sauteur fragte jetzt: „Wollen Sie mir die Gefälligkeit erweisen, mir zu sagen, wie dieser mir wohlbekannte Ring von Ihnen erworben ward?"

„Recht gern. Er ist ein Familienkleinod meiner Mutter, deren Geschenk an mich er ist, mein Großvater trug ihn einst."

„Ihr Großvater?" stammelte Mr. Sauteur, „ich bitte, wie ist der Familienname Ihrer Mutter?"

„Meine Mutter ist eine geborene Freiin von Möllern!"

„Wie? Wäre es denn möglich?! von Möllern? Felicia von Möllern?!"

„So ist es, meine Mutter heißt Felicia," erwiderte der immer mehr erstaunte Felix.

„Aber wie ist mir denn? Bin ich denn von Sinnen? Felicia starb ja vor fünfundzwanzig Jahren in Carlsbad, wo sie mit Frau von Schlick zur Cur gewesen."

„Nein, Sie irren sich, Mr. Sauteur, nicht Felicia von Möllern, sondern Marie von Schlick starb in Carlsbad; meine Mutter folgte Frau von Schlick auf ihr Gut und vermählte sich dort mit dem Commerzienrath Strasser, meinem Vater."

„Felicia lebt, hat einen Sohn, ja, und auch

eine Tochter! Hurrah! dem alten Hagestolz fallen ein paar Kinder vom Himmel! Junge! Felix! Goldsohn! umarme mich! ich bin ja Dein Onkel!" jauchzte der alte Herr, der lachend und weinend zugleich, sein Pferd dicht an das von Felix drängte und dem so plötzlich gefundenen Neffen, der nicht wußte, wie ihm geschah, um den Hals fiel.

Felix hatte niemals etwas von dem Bruder seiner Mutter vernommen, vielmehr stets geglaubt, daß sie das einzige Kind ihres Vaters gewesen. Der Stolz der Commerzienräthin hatte ihr nicht erlaubt, ihren Kindern von den Bruder, der als Selbstmörder geendet, zu erzählen, und ihr Gatte hatte, die Empfindlichkeit seiner Frau schonend, gleichfalls darüber geschwiegen.

Trotzdem konnte Felix nicht zweifeln, daß diese Freude, dieser Jubel, diese Thränen Wahrheit seien, und in seinem Herzen erwachte plötzlich eine zärtliche Regung für den alten Mann, der ihn mit solchem Jubel als Verwandten begrüßte; von seinen Gefühlen gedrängt, erwiderte er mit Innigkeit die Umarmung.

An einer gaffenden Menge fehlt es, wo es überhaupt Menschen giebt, niemals, falls nur irgend etwas Sehenswerthes oder Seltsames geschieht. So waren denn auch die Beiden bald genug von

einem Kreise Gaffer umringt und Frank mit Arabella von ihnen weggedrängt worden.

Arabella's Aufmerksamkeit war gänzlich von dem Vorgange gefesselt, und sie konnte sinnen, wie sie wollte, sie wurde nicht klug daraus, wie Mr. Sauteur, der Franzose, der Bruder einer deutschen Freiin sein könne. Da sie aber durchaus nicht neugierig war — was sie auch Felix neulich in der Taj-Mahal zu Agra gesagt haben mochte, um ihre Kenntniß seiner Verhältnisse zu bemänteln, die sie Frank nicht aus niederer Neugier, sondern aus wahrer, tiefer Theilnahme für Felix abgefragt — so wartete sie es ruhig ab, bis es Mr. Sauteur gefallen werde, ihr eine Erklärung zu geben.

Frank betrachtete die Scene mit nicht minder lebhaftem Interesse, und bemerkte gar nicht, daß ein weißgekleideter Hindu, dessen Gesicht mit dem Tuche, welches die Hindus zum Schutz gegen die Sonnengluth über ihre Turbans zu hängen pflegen, sorgfältig verhüllt war, ihm verschiedene Zeichen machte, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Als Jener endlich sah, daß seine Mühe vergeblich und es nöthig sei, dicht an Frank's Seite zu treten, entschloß er sich dazu, und glitt an die Seite des Pferdes, um Frank verstohlen am Rocke zu zupfen.

Dieser blickte nieder. „Was soll's?" fragte er nicht eben freundlich.

„Denkt der Sahib noch an die Rose des Ganges?" flüsterte der Hindu.

„Ah Djé…"

Rasch legte Djéhan, denn er war es, den Finger auf die Lippen und flüsterte: „Still! nenne keine Namen. Gedenkst Du der Rose?"

„Ich ersehne ihren Anblick wie die Blume das Licht, wie der gefangene Vogel seine Freiheit. Ist die Rose hier? Wird mich ein baldiges Wiedersehen glücklich machen?"

„Sie ist hier. Wenn Du mir folgen willst, sollst Du sie noch heute sehen."

„Ich folge Dir sogleich, laß mich nur erst die Dame zu ihrem Begleiter bringen."

Djéhan nickte, und Frank wendete sich zu Arabella, um ihr zu sagen, daß ein unaufschiebbares Geschäft ihn nöthige, sie sogleich zu verlassen, daß sie ihm aber gestatten möge, sie vorher zu Mr. Sauteur zu führen.

„Gut, gut, Mr. Löwenheim," — entgegnete sie, einen forschenden Blick auf Djéhan werfend, dessen Geflüster mit Frank sie bemerkt und in dem sie trotz seiner Vermummung den ihr wohlbekann-

ten Milchbruder der Rose von Delhi zu entdecken glaubte.

„Haben Sie Waffen bei sich?"

„Nein, Miß Freemont."

„Hier, nehmen Sie meinen Revolver."

„Nein, ich danke, Miß Freemont, dort, wohin ich gehe, bedarf ich der Waffen nicht."

Arabella wiegte zweifelnd ihr Haupt und entgegnete, ihm die Waffe noch immer hinhaltend: „Sie scheinen sehr unerfahren, Mr. Löwenheim, sehr vertrauend, und sind doch nicht zum ersten Male in diesem Lande, wo die Schlange unter Blumen schläft, selbst im Kelche der Rose lauert die giftige Fadenschlange, und so bringt oft der Duft der Blumenkönigin dem Unvorsichtigen Verderben," fügte sie mit Bedeutung hinzu.

„Nimm die Waffe, Sahib. Dort, wohin wir gehen, lauert Gefahr auf jedem Schritte. Wenn man Dich entdeckte, würde Dir die Waffe sehr nützlich sein. Du mußt auch Dein Pferd zurücklassen, es könnte uns verrathen."

In diesem Augenblicke kamen Mr. Sauteur und Felix zu ihnen.

Frank verständigte sich rasch mit Felix, verabschiedete sich von Mr. Sauteur und Arabella, deren Revolver er in seine Brusttasche steckte, gab

sein Pferd dem Diener, und folgte dem rasch voranschreitenden Djéhan.

„Wo geht Mr. Löwenheim hin, mein Junge?"

„Ich weiß nicht, Mr. — lieber Onkel," — entgegnete Felix laut, flüsterte aber leise: „Er geht zu einem Rendezvous."

Arabella lächelte verstohlen, sie ahnte Alles, und deshalb hatte sie auch Frank die Waffe aufgedrungen, denn sie wußte genau, daß die Hindus in diesem Punkte durchaus keinen Spaß verstehen, und daß, je höher der Stand der Dame, auch die Gefahr um so größer sei.

Mr. Sauteur nickte Felix schlau zu und sagte: „Nun denn, so kommt, meine Kinder. Arabella, ich hoffe, Du wirst nicht eifersüchtig sein, wenn ich meine Liebe zwischen Dir und meinem Neffen theile."

„Das, Papa, kann ich Dir noch nicht so gewiß versprechen," scherzte Arabella, — „ich muß selbst erst wissen, ob ich mich in die Rolle finden kann, nicht mehr die Alleinherrscherin in Deinem Herzen zu sein."

„O, Du Schelmin, Du willst stets Alles für Dich allein. Aber wie lange würde ich wohl noch allein in Deinem Herzen herrschen, ja, herrsche ich überhaupt noch? Du scheinst mir verändert,

ich bin wohl gar bereits von meinem Throne gestoßen und muß mich mit dem fernsten Winkelchen Deines Herzens begnügen!"

„Papa, Du bist garstig, und ich mag gar nichts mehr von Dir wissen," versetzte Arabella, und ließ, da sie die Tschandrie-Tschâk hinter sich gelassen, Djelmi die Zügel schießen. Das edle Thier trug sie in weiten Sätzen von dannen. Die Nachtluft kühlte die Schläfe der schönen Reiterin, und das Dunkel verbarg ihr glühendes Erröthen.

Laut lachend folgte ihr Mr. Sauteur. Felix that dies seinerseits mit solchem Eifer, daß er, obgleich sein Pferd nicht halb so edler Race war als das ihre, doch zu gleicher Zeit mit ihr vor ihrem Bungalow ankam. Er sprang vom Pferde, unterstützte sie beim Absteigen, und bot ihr seinen Arm, um sie in das Haus zu führen. Mr. Sauteur hatte den Eifer seines Neffen wohl bemerkt und trat, still vor sich hin lächelnd und nickend, hinter den Beiden ein.

„Jetzt, mein Junge, will ich Dir und Arabella erklären, wie es kommt, daß Sauteur, der Franzose, der ehemalige Oberst in englischen Diensten, zugleich der Freiherr Leo von Möllern ist," sprach

der alte Herr, als alle Drei eine Viertelstunde später beim Thee saßen.

„Der Freiherr von Möllern, mein und Felicia's Vater, lebte stets auf großem Fuße, und ich, der Sohn und Erbe seines Namens, war als Cavalier — was in Deutschland leider oft genug heißt: als Nichtsthuer und Nichtswisser — erzogen. Reiten, Jagen, Fechten, Tanzen und Geldverthun war Alles, was ich perfect gelernt, das Uebrige war, wie man bei uns zu sagen pflegt, für die Katze. Fröhlich und übermüthig lebte ich in den Tag hinein. Da erkrankte mein Vater plötzlich, das heißt, er fiel auf der Jagd vom Schlage getroffen vom Pferde. Mich mußte man aus einer lustigen Gesellschaft abholen, wo ich so eben im Rouge et Noir zweitausend Thaler auf Ehrenwort verloren hatte. Die Aerzte verhehlten mir, und auf dessen Wunsch auch meinem Vater nicht, daß er nur noch eine Stunde zu leben habe. Jetzt erfuhr ich von dem Sterbenden, daß unsere Güter theils ihrem vollen Werthe nach verpfändet, theils weit über denselben mit Schulden belastet seien, daß, um es kurz zu sagen, Felicia und ich bettelarm wären. Ich erstarrte und verfluchte innerlich mein Dasein, hatte aber Kraft genug, meine wahren Gefühle zu verhehlen und

den um meine Verzeihung flehenden Vater eine Zuversicht und Kraft zu zeigen, von welchen meine Seele, die nichts um sich her erblickte als Schande und Verzweiflung, weit entfernt war. Er starb, mich segnend, in meinen Armen. —

„Meine Schwester war damals auf einem zwanzig deutsche Meilen entfernten Gute zu Besuch, und ich mit meiner alten Amme und des Vaters Diener ganz allein auf dem Jagdschlößchen, wohin man den Sterbenden gebracht hatte. Wie lange es gewesen, daß ich stumm und regungslos bei der Leiche saß, weiß ich nicht, aber es war gegen drei Uhr, als ich mich erhob, meinen Vater, der immer gütig gegen mich gewesen war, zum letzten Male küßte, zwei geladene Pistolen nahm und zum Ufer des Flusses hinabging, wie ich glaubte, von Niemandem bemerkt. Ich setzte mich an das Ufer auf einen kleinen, das Wasser überragenden Felsen. Mit dem Rücken gegen den Fluß gewendet, erhob ich die Pistole, und — „Leo! Leo! halt' ein, um Gottes Barmherzigkeit willen! Was willst Du thun? Denke an Deine fromme, edle Mutter! Willst Du Dir durch einen Selbstmord auf ewig den Weg zu ihr versperren?!" schrie meine Amme, athemlos herbeistürzend.

„Ich ließ die Pistole sinken, aber mein Ent-

schluß wankte nicht, und ich entgegnete: „Ich muß sterben, Amme, oder muß meinen alten Namen mit Schande bedeckt sehen, und meine Schwester Felicia die Schwester eines Ehrlosen nennen hören."

„Warum mußt Du sterben, Leo?"

„Meine Güter sind weit über ihren Werth verpfändet, ich bin ein Bettler!"

„So kämpfe mit dem Leben als Mann, wirf es aber nicht weg, wie ein Feigling!"

„Ich bin kein Feigling, Amme, aber ich habe heute zweitausend Thaler auf Ehrenwort verloren und kann sie nicht bezahlen, nur der Tod kann mich vor der Schmach bewahren."

„Nun, muß es denn sein, so stirb!"

„Lebe wohl Amme! grüße Felicia und sage ihr, daß ich, um sie vor schlimmerer Schande, als mein Tod bringen wird, zu bewahren, gestorben sei."

„Halt, Leo, so weit sind wir noch nicht. Gieb mir Deine Pistolen, und höre mich an. Willst Du dann noch sterben, wenn Du mich gehört hast, werde ich Dir nicht länger hinderlich sein, sondern Dir die Waffen zurückgeben."

„Meine Amme war ein sonderbares Weib, starr in ihren Grundsätzen und unbeugsam in ihrem Willen, meinem Hause mit einer Treue ohne Gleichen

ergeben, konnte ich selbst nicht eifersüchtiger auf die Ehre meines Namens sein, als sie es war. Was sie versprach, das hielt sie, und so erfüllte ich denn ihren Wunsch und gab ihr die Pistolen, die sie neben sich niederlegte.

„Warum hast Du gerade diesen Platz eingenommen?" fragte sie zuerst.

„Damit die Erschütterung des Schusses meinen Körper in die Wellen werfen möchte."

„Damit wolltest Du handeln wie ein Narr. Begreifst Du denn nicht, daß der Fluß Deinen Körper zum nahen Meere entführt und dadurch erst recht Schimpf auf Deinen Namen gehäuft haben würde, denn da man Deinen Leichnam nicht auffand, würde der größte Theil der Menschen Dich für entflohen halten und somit sicher von Deiner vermeintlichen Ehrlosigkeit überzeugt sein."

„Du hast recht, Amme, es widerstrebt mir zwar unendlich, meine zerschmetterte Leiche hier zur Schau des gaffenden Pöbels liegen zu lassen, aber ich sehe wohl, es wird nicht zu ändern sein."

„Es ist zu ändern. Du willst sterben für die Ehre Deines Namens, so stirb denn, doch — stirb nur zum Schein, rette Dich aber von dem Abgrunde ewigen Verderbens, in welchen Dich Dein Selbstmord hinabstürzen würde, und lebe,

um den Zweck Deines Daseins, besser, edler zu werden, an den Du bisher nie gedacht, zu erfüllen. Gott rief Dich in's Leben, und nur Gott allein darf Dich davon abrufen. Geh' in ein fremdes Land, arbeite für Dein Leben, und wenn Gott Deine Arbeit segnet, dann bezahle Deine Ehrenschuld, und Du wirst mehr für Deine wahre Ehre gethan haben, als wenn Du für eine Chimäre Dein Blut verspritztest, ohne Nutzen für die Welt und für Dich selbst."

Genug, Mutter Lenens Vorstellungen siegten, ich gab nach und beschloß zu leben. In mein Portefeuille schrieb ich: „Unfähig, meine Ehrenschuld an den Grafen M. mit Gold zu zahlen, zahle ich mit meinem Leben." Dies Portefeuille ließ ich am Ufer zurück, warf meinen Rock daneben, schoß die Pistolen ab, und der gestern noch so stolze Freiherr von Möllern verließ in den Kleidern seiner Amme und ausgerüstet mit den Ersparnissen der alten guten Frau die Heimath seiner Ahnen als namenloser Bettler.

„Eine lange Reihe elender Monate folgte sich. Was ich auch ergreifen mochte, mißlang, denn da ich nichts gelernt hatte, war ich zu Allem untauglich. Endlich griff ich zu dem, was allein mir Erfolg verhieß. Ich ließ mich für die Frem=

denlegion in Algier anwerben. Dort diente ich unter dem Auswurfe aller Nationen ein Jahr unter dem Namen Müller. Unter den Kühnen der Kühnste erwarb ich mir bald die Achtung meiner Kameraden und das Vertrauen der Officiere, ein Lieutenantspatent lohnte eine That des wahnsinnigsten Muthes, bei der ich, von meinen Kameraden abgeschnitten und von Beduinen umringt, nichts als den Tod vor mir sehend, mich durch den Haufen meiner Feinde glücklich bis zu einer Felsklippe durchschlug, die über den Fluß hinausragte; von ihr mich herabstürzend, schwamm ich, von hundert Kugeln bedroht, zum andern Ufer, wo ich, nur leicht verwundet, anlangte und mit nicht enden wollendem Jubel von meinen Kameraden als der kühnste Springer begrüßt ward. Seitdem blieb mir der Name Sauteur, und endlich nahm ich ihn mit Erlaubniß des Obersten förmlich an. Abermals verging ein Jahr, da erhielt ich Gelegenheit, den englischen Obersten Freemont, der mit seiner fünfjährigen Tochter Algier besucht hatte, aus den Händen der Beduinen zu retten. Wir wurden Freunde, um meinetwillen verlängerte er seinen Aufenthalt in Algier, nachdem schon längst die Geschäfte abgethan waren, die ihn dahin geführt,

und endlich reichte ich auf seine Bitte meine Demission ein, und ging als Lieutenant seines eigenen Regiments mit ihm nach Indien. Oberst Freemont war ein so vorzüglicher Mensch, ein so treuer Freund und achtungswerther Charakter, daß ich ihm mein ganzes Vertrauen schenkte und ihm die Geschichte meiner Vergangenheit erzählte. Er nahm sich meiner mit seiner reichen Erfahrung und Geschäftskenntniß an, machte mich mit einem Kaufmann bekannt, und überredete mich, meine kleinen Ersparnisse in dessen Geschäft anzulegen. Das Glück begünstigte mich fabelhaft. Im Verlauf eines Jahres hatte ich so viel gewonnen, um durch Vermittelung des Obersten, der in Deutschland zahlreiche Verbindungen hatte, meine Ehrenschuld zu bezahlen. Allmälig wurden auch die anderen Schulden bezahlt, welche ich zurückgelassen hatte. Auf demselben Wege erfuhr ich auch den Tod meiner Amme und den angeblichen Tod meiner Schwester Felicia. Die Erstere war ein halbes Jahr nach meiner Flucht einem Fieber erlegen, welches in der Gegend grassirte. Felicia sollte, wie ich Dir bereits gesagt, in Teplitz gestorben sein. Wie dieser Irrthum eigentlich entstehen konnte, ist mir unbegreiflich."

„Nicht so ganz, lieber Onkel. Marie von Schlick schien so blühend wie meine Mutter, sie war vor ihrem Tode nicht krank, denn sie starb in einer Minute am Herzschlag, und Frau von Schlick verließ wenige Stunden darauf in Begleitung meiner Mutter und des Arztes mit der Leiche das Bad, um auf ihr Gut zu gehen. So konnte es leicht kommen, daß die Begriffe verwechselt wurden, und die Tochter für die Nichte genommen ward."

„Ja, ja, Du hast recht, mein Junge. Na, Gott sei Dank! daß es so ist, so hat der alte Hagestolz, der sich so lange einsam wähnte, auf einmal Familie bekommen. Arabella — aber wo ist sie denn?" unterbrach er sich, um sich nach ihr umzusehen, die bei dem Schluß seiner Erzählung geräuschlos das Zimmer verlassen hatte, weil sie die Erörterungen nicht stören wollte, die voraussichtlich zwischen Onkel und Neffen stattfinden mochten. Mr. Sauteur begriff ihr Zartgefühl, und sprach weiter: „Arabella hat mir von dem Unglück erzählt, welches Deinen Vater betroffen und Eure Vermögensumstände so plötzlich verändert hat. Eure Armuth hat nun mit einem Male ein Ende, morgen schreibe ich nach Deutschland. Felicia muß mit ihrer Tochter zu mir kommen, fortan seid Ihr meine Kinder. Bin ich

auch nach anglo-indischen Begriffen nicht gerade reich, so besitze ich doch genug für uns Alle. Welch angenehmes Leben werden wir führen! Arabella wird an Deiner Schwester — aber wie heißt sie eigentlich, mein Junge?"

„Sie heißt Leontine, lieber Onkel."

„Leontine, Leontine! Sieh', wie lieb das von Felicia war, dem Kinde meinen Namen zu geben. Zwar war sie zu stolz, um gegen ihre Kinder — und wohl auch gegen ihren Gatten, den Namen des selbstmörderischen Bruders zu erwähnen, aber in ihrem Herzen gedachte sie seiner und nannte ihr Kind nach ihm. Das erfreut mich wahrhaft, und ich bin im Voraus überzeugt, daß Leontine mein Liebling werden wird. Du brauchst aber deshalb nicht eifersüchtig zu sein, mein lieber Sohn, ich fühle mit einem Male einen ganzen Bronnen von Liebe sich in mein Herz ergießen. So weiß mein früh ergrauter Kopf ist, so jung und warm ist mein Herz. Der Soldat hatte niemals viel Zeit zur Liebe, und so kommt es, daß meine Gefühle noch frisch und jung sind. Erzähle mir ein wenig von Deiner Schwester, gleicht sie Dir?"

„O nein, lieber Onkel! was denkst Du? Leontine ist eine vollkommene Schönheit," entgegnete Felix lachend.

„So? wirklich? Na, ich dächte, Du, mein Junge, könntest Dich allenfalls auch sehen lassen,“ bemerkte der alte Herr, den Neffen mit einem Blick väterlichen Wohlgefallens betrachtend, und fügte hinzu: „Ist Leontine schöner als Arabella?“

„O nein, bewahre!“ rief Felix rasch, ohne zu überlegen; gleich darauf aber verbesserte er sich: „doch ja, ich glaube ein Künstler würde Leontine schöner finden. — In der Figur gleicht sie ziemlich Miß Freemont, allein Leontinens Formen haben etwas Volleres, minder Geschmeidigeres, ihr mangelt die Behendigkeit und die lebhafte, doch scheue Grazie Miß Freemont's, dafür beruht ihr besonderer Reiz in einer plastischen Ruhe, einer gewissermaßen königlichen Grazie der Bewegungen. Leontinens Züge sind regelmäßig und edel geschnitten, ihr Teint tadellos, und ihre leicht gewölbte hohe Stirn umfließt in reichster Fülle aschblondes Haar in natürlichen Locken. Die mandelförmig geschnittenen, vergißmeinnichtblauen Augen sind von schwarzen Wimpern und Brauen beschattet.“

„By Jove! Junge! Du zeichnest mir da das Bild eines vollkommenen Engels. Schmeichelst Du

aber nicht etwa in Deiner Eigenschaft als liebender Bruder allzu sehr?"

„Nein, bester Onkel, und ich werde Ihnen dazu sogleich den Beweis liefern, indem ich der Beschreibung ihrer Schönheit den Tadel ihrer Manieren folgen lasse. Leontinens Schönheit kann zuweilen sehr langweilig sein, es ist die Schönheit einer Statue, denn die Anmuth, der Zauber sanfter Weiblichkeit scheint ihr gänzlich zu mangeln. Jener Zauber, welcher doch zuweilen Miß Freemonts männliche Manieren siegend durchbricht, und sie um so liebenswürdiger macht, weil er beweist, daß sie trotz ihres männlichen Muthes auch mit allen Vorzügen und Tugenden eines Weibes ausgestattet ist. Miß Freemont ist trotz ihres Reichthumes natürlich geblieben, aber Leontine ist des Reichthums verzogenes Kind, sie ist maßlos eitel, Stolz blickt aus ihren Augen, und auf der weißen Stirn thront der Hochmuth in höchster Potenz."

„Felix! Felix! mache mir meinen Liebling nicht so schlecht. Jetzt scheint es mir, Du bist parteiisch für Arabella."

Felix erröthete, fuhr aber ruhig fort: „Erlaube mir, lieber Onkel, ich bin ja noch nicht fertig. Alle diese, ich muß es gestehen, sehr störenden

Fehler meiner Schwester sind durchaus nicht Fehler des Charakters, sondern allein die anerzogenen Fehler einer verkehrten Erziehung. Man wiederholte ihr so oft, daß sie schön sei, und lehrte ihr durch Rede und Beispiel alles unter ihr Stehende verachten und hochmüthig auf die Macht ihres Reichthums pochen, daß man sich nun nicht wundern darf, wenn das Resultat so ist, wie ich es Dir geschildert. Leontinens Herz ist edel und gut, ihr Geist gebildet, und so wird sie trotz ihrer Fehler Deiner Liebe würdig sein."

„Das wollte ich meinen, Du strenger Kritiker. Ueberdies wird die schwere Prüfungszeit dieses Jahres, wo sie unter Fremden lebte, genöthigt, sich allen Launen ihrer Dame unterzuordnen, sicherlich nicht ohne guten Einfluß auf die genannten Fehler geblieben sein. Die Schule des Lebens ist zwar oft, und gewiß in diesem besondern Falle, eine sehr schwere, aber ich habe in meinem langen und von Gefahren aller Art umgebenen Leben die ewige Wahrheit einsehen lernen — daß Gott am besten weiß, was uns gut ist."

6.
Wiedersehen.

Frank war seinem Führer bis zu dem Kaiserpalaste gefolgt. Dort ergriff Djéhan, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, seine Hand und zog ihn in einen dunkeln Thorbogen hinein, wo er stehen blieb und sich eines Theiles seiner weißen Gewänder entledigte. Trotz der hier herrschenden Dunkelheit begann er rasch und geschickt, Frank, der seinem Beginnen keinen Widerstand entgegensetzte, in einen Hindu zu verwandeln, indem er ihm die indischen Gewänder über seine europäische Kleidung zog; selbst einen kleinen Turban hatte er unter seinen Kleidern verborgen gehabt, und setzte ihn nun auf Frank's schwarze Locken.

Die Toilette war schnell vollendet, und Djéhan flüsterte: „Jetzt, Sahib, schreite nur dreist hinter

mir her; denn sollte uns wirklich Jemand sehen, so wird man Dich für einen Diener des Palastes halten; nur trage Sorge, Deine Tritte möglichst zu dämpfen. Besser wäre es freilich, wenn Du Deine Stiefel ablegen könntest, allein das geht nicht, da Deine weißen Füße Dich verrathen würden. Sollten wir entdeckt und getrennt werden, so suche zum Ufer hinab zu gelangen. Rechts bei einem der kleinen Kiosks, dem nächsten am Dewani-Chas, findest Du am Fuße des einzeln dastehenden Pipalabaumes ein kleines Boot, in welchem Du entfliehen kannst."

„Genug, Djéhan, mehr als genug! Wie lange wirst Du noch zögern, mich zu der Rose zu führen?" flüsterte, von ungeduldiger Sehnsucht verzehrt, Frank ihm zu.

Djéhan ging voraus und führte Frank durch unzählige Windungen und Gänge in den Garten, den sie, sich vorsichtig im Schatten der Bäume haltend, in schiefer Richtung durchschnitten, um zu einem achteckigen Pavillon von weißem Marmor zu gelangen, der im einsamsten Theile gelegen war.

Aus dem tiefen Schatten des den Pavillon umgebenden Gebüsches trat ihnen eine weiße

Gestalt entgegen: „Bist Du es, Djéhan, mein Sohn?" flüsterte sie leise.

„Ja, Mutter, ich bin es, und hier ist der Sahib."

„Wohl, halte gute Wacht." Die Frau ergriff Frank's Hand und zog ihn durch eine niedere Pforte, die sich auf den Druck einer verborgenen Feder öffnete, um hinter den Eintretenden wieder geräuschlos zuzufallen, in das Gebäude hinein.

Die Frau schlug ihren Schleier zurück und zeigte ihrem Begleiter ein runzelvolles, dunkles Gesicht, dem aber ein gewisser Seelenadel nicht mangelte, welcher die finstere Strenge dieses Antlitzes einigermaßen milderte. Schweigend musterte sie Frank einige Augenblicke, ehe sie sprach: „Du weißt, wer Dich erwartet?"

Er neigte bejahend sein Haupt.

„Dann laß mich Dir einige Worte sagen, ehe Du die Schwelle jenes Gemaches überschreitest, ein Glück, nach dem die edelsten Fürsten dieses Landes vergebens seufzen. Noch betrat keines Mannes Fuß dieses Heiligthum, und ich habe mich lange den Bitten der Prinzessin, Dir eine Zusammenkunft mit ihr zu gestatten, widersetzt. Jetzt habe ich nachgegeben, nachdem ich eingesehen, daß die Rose verwelken würde ohne das Licht

Surya's, und das ist Dein Anblick dem Kinde meines Herzens. Zu unglücklicher Stunde hat der Blumenpfeil des Gottes sie getroffen und ihr Herz für den Wilyati entzündet, sie würde zu Yama gehen ohne Dich. Dir aber, Sahib, gebe ich Eins zu bedenken. Ich Ranou, die Aja der Prinzessin, werde zwar Eure Liebe schützen und, wenn es sein muß, mit meinem Blute vertheidigen; solltest Du aber ein Wankelmüthiger, ein Treuloser, ein Verräther sein — dann werde ich mit eigener Hand Dir das Herz aus dem Leibe reißen und es Dir in das verrätherische Antlitz schleudern. Das, Sahib, schwöre ich Dir bei der blutigen Göttin Bhawani, und möge meine Seele nie zu Yama kommen, um unter Lotosblumen zu schlummern, möge sie verdammt sein, auf ewig die Pfade der Finsterniß zu wandeln, wenn ich je meinem Schwur vergesse! — Jetzt geh' — Nurjesan, die Blume des Ostens, die schönste Rose von Delhi, erwartet Dich."

Frank schauderte unwillkürlich vor ihrem dämonisch-leuchtenden Blicke, aber er schüttelte rasch den unheimlichen Eindruck von sich ab, und trat unter dem sammetnen, mit Goldstickereien bedeckten Vorhang, den Ranou aufhob, in ein prachtvolles, von rosigem Lichte erleuchtetes Gemach. Die

weißen Marmorwände waren durch erhabene Goldverzierungen in Felder abgetheilt, in deren Mitte Blumenbouquets in Edelsteinmosaik ausgelegt waren. In der Mitte des Gemaches stieg aus einem muschelförmigen Alabasterbecken ein klarer Wasserstrahl bis zu der mit goldenen erhabenen Rosetten verzierten Decke empor, um, bestrahlt von dem rosigen Lichte der fünf in rothen Glasampeln brennenden Lampen, wieder in sein Becken zurückzufallen. Den Fußboden deckten kostbare Cachemirteppiche in den prächtigsten Zeichnungen und Farben, und die Wände nahmen niedere mit noch reicherem golddurchwirkten Stoff bekleidete Kissen mit Rücklehnen ein.

Frank sah jedoch nichts von der Pracht dieses feenhaften Raumes, denn seine Blicke wurzelten fest auf der dem Eingange gegenüber auf den Kissen ruhenden schönen Gestalt, die, vom Kopf bis zu den Füßen in weißen, silberdurchwirkten Mousselin gehüllt, nichts als die kleinen nackten, in rothen goldgestickten Pantöffelchen steckenden Füßchen unverschleiert zeigte.

Regungslos betrachtete sie unter dem Schleier hervor ihren Besuch, der, befangen von den auf ihn einstürmenden Gefühlen, mit der Schüchternheit der echten Liebe am Eingange stehen geblie-

ben war, und des Winkes harrte, der ihm erlaubte, näher zu treten.

Endlich kam Leben in die ruhende Gestalt; langsam sich erhebend, schlug sie den Schleier zurück und trat halb würdevoll und halb verschämt auf Frank zu, der, mit unendlichem Entzücken in das süße Antlitz schauend, beseelt von einer fast anbetenden Liebe, die er nie geglaubt je gegen ein Weib empfinden zu können, vor der Nahenden in die Kniee sank.

Die Prinzessin war nicht groß, aber von einer unbeschreiblichen Reinheit und Anmuth, einer seltenen Tadellosigkeit der Formen. Auf dem schlanken, wie der Stengel einer Blume, leicht gebogenen Halse ruhte ein Kopf — schön wie der Traum eines Dichters, die weiche Sammethaut des reizenden Gesichts war durchsichtig und von einem goldenen Schimmer überhaucht, die Wangen schmückte ein rosiger Anflug, und der kleine wie zum Küssen geschaffene Mund glühte im dunkelsten Purpur. Die Nase war von classischer Schönheit, mit leicht beweglichen, etwas geblähten Nüstern, was dem sanften Gesicht einen Ausdruck der Leidenschaft gab, und die großen, weit gespaltenen schwarzen, von herrlichen Brauen überwölbten, mit sehr langen Wimpern geschmück-

ten Augen blitzten Frank mit einem von Schüchternheit und Sanftmuth halb verschleierten Blick glühender Leidenschaft entgegen. Das reiche Haar von bläulich-röthlichem Schwarz fiel in unzähligen Locken, unter die einzelne Juwelen gemischt waren, bis zu dem Gürtel hernieder. Ein berauschender Duft ging von der Prinzessin aus. Sie reichte mit einem bezaubernden Lächeln dem Knieenden die eine Hand und fragte, indem sie die andere auf seine Schulter legte: „Was denkst Du von Nurjesan?"

„Daß Du ein Engel des Himmels bist! und daß ich die Rose von Delhi mehr als mein Leben, ja — mehr als meine Seele liebe!" rief er begeistert, ihre Hand an seine heißen Lippen pressend.

Sie schaute ihm mit einem nachdenklichen Blicke tief in die Augen und fragte trübe: „Wie lange wird diese Liebe dauern? Die Liebe der Feringhees ist vergänglich wie die vierblätterige Rose, sie dauert nur einen Tag. Die Männer Deines Volkes sind treulos und verrätherisch."

„Nein, Holde, nicht ich, nicht mein Volk. Wenn auch Wilyati, bin ich doch kein Feringhee, denn ich weiß sehr wohl, daß Ihr unter diesem Namen allein die Engländer versteht, denen zu mißtrauen Ihr Ursache habt. Ich bin ein Deutscher, ich ge-

höre einem Volke an, das niemals treulos und verrätherisch handelt. Dein erster Anblick, o holdeste der Rosen, entzündete in meinem Herzen eine Liebe, die nur mit meinem Leben verlöschen wird."

„Aber wirst Du mich auch nicht verachten, daß ich, die Schranken der Sitte überschreitend, mich Dir gleichsam selbst anbot?" flüsterte sie erglühend, indem sie ihn emporzog.

„Ich Dich verachten, Geliebte? Ich verehre, ich liebe Dich, ich bete Dich an!" rief er, sie in seine Arme schließend.

Nurjesan schmiegte sich an ihn und erwiderte feurig seinen Kuß, aber rasch entzog sie sich erglühend seinen Armen, erschrocken über ihre Kühnheit, und schritt zu ihrem Divan zurück, wo sie sich niederließ.

Frank lagerte sich dicht zu ihren Füßen auf die umhergestreuten Kissen, und seine ehrerbietige Zärtlichkeit beschwichtigte bald den Sturm ihrer Gefühle; sie ward ruhiger und bat schmeichelnd: „Sprich mir von Dir, Piarra,*) erzähle mir von Deinem Vaterlande, von den Absichten, die Dich in meine Heimath geführt."

---

*) Geliebter.

Und er erzählte, ihre Hand in der seinen haltend, von seiner schönen deutschen Heimath, von seinen Eltern; sprach ihr von der Reise und von den Erlebnissen, seit er in Indien weilte, schilderte begeistert die Empfindung, welche ihr Anblick in ihm geweckt.

Dann begann sie zu plaudern, erzählte von ihrer Kindheit, von dem weisen, alten Brahminen, der sie unterrichtet hatte, sprach von ihrem Vater, der, wie so viele der indischen Fürsten, durch den Treubruch und Verrath der Engländer sein Land verlor und sich, in vergeblicher Sehnsucht nach Rache, in glühendem Hasse gegen die Räuber seines Thrones allmälig verzehrte, bis er sterbend seine Tochter schwören ließ, seinen Haß fortzusetzen, indem sie niemals irgend einem Angehörigen dieses Volkes etwas Gutes erweise, vielmehr Alles, was in ihren Kräften und Vermögen stehe, zur Unterdrückung der Bedrücker beizutragen sich bestrebe. „Als ich Dich erblickte" — fuhr sie fort, — „und, dem unwiderstehlichen Antriebe meines von Cama verwundeten Herzens folgend, Dir die Rose zugeworfen hatte, erfaßten mich die Schlangen der Reue, daß ich meinen Schwur gebrochen. — Da sendete mir Mahadeo den trostreichen Gedanken, Du seiest doch viel-

leicht kein Angehöriger jenes verfluchten Volkes, gehörtest nicht zu den Mördern meines Vaters, nicht zu den Räubern meines Thrones. Ich sandte meinen Milchbruder auf Deine Spur, um Deine Abkunft und Deine Gesinnungen gegen mich zu erkunden. Er kehrte zurück und brachte der vor Liebesweh und Reue halb Wahnsinnigen neues Leben. Nurjesan war glücklich, denn sie war geliebt, und durfte Dich lieben, ohne Agni's Flammen fürchten zu müssen. Das Pfand des Wiedersehens ruhte auf meinem Herzen und kühlte das Feuer meiner Sehnsucht nach Dir." Sie zog eine Perlenschnur, welche sie um den Hals trug und deren Ende sich in dem kurzen Leibchen, welches ihren Busen deckte, verlor, hervor und drückte den Diamantring, welchen ihr Frank durch Djéhan gesandt, an ihre Lippen, um ihn dann hastig wieder in sein reizendes Versteck zu bergen.

Frank zog das liebliche Wesen an seine Brust, und eine Weile unterbrachen nur Küsse und leises Liebesgeflüster die Stille und vermischten sich mit dem leisen Geplätscher der Fontaine.

Frank war trotz der anscheinend kühlen Ruhe seines Wesens eine feurige, leidenschaftliche Natur, aber seine Leidenschaften bändigte ein fester, edler Wille. Er handelte nicht, wie Viele an

seiner Stelle gehandelt haben würden, die Hingebung dieses unschuldigen Naturkindes mißbrauchend. Wohl wollte auch er das geliebte Wesen ganz besitzen, o ja, das wollte er, allein der Besitz sollte ein rechtmäßiger, nicht ein niedrig und verrätherisch erschlichener sein. Er entließ Nurjesan aus seinen Armen, und ihre Hände in den seinen haltend, fragte er: „Du bist frei, süße Nurjesan?"

Ein trüber Schatten verdunkelte ihr reizendes Gesicht; traurig blickte sie ihn an und entgegnete: „Noch bin ich frei, aber wie lange werde ich es sein? Mirza Mogul Bey, der älteste Sohn des Königs von Delhi, wirbt um mich, und Zimut Mahal, die Padschah Begum, meine Verwandte, unterstützt seine Werbung. Ich hasse Mirza Mogul und verachte ihn, denn er ist falsch wie der Tiger, der in dem Jungle auf Beute lauert. Ich wollte eher die Umarmung einer Cobra Cabelo dulden als die seine — aber ich bin allein. Nanou und Djéhan sind die einzigen Getreuen, welche ich besitze, und so wird mir am Ende nichts Anderes übrig bleiben, um dieser von mir gehaßten und gefürchteten Verbindung zu entgehen, als mein Handjar oder das Gift."

„O Nurjesan, armer Engel! sprich nicht so, mein bist Du, und mein sollst Du bleiben. Als

mein Weib werde ich Dich zu schützen wissen. Willst Du mein Weib werden, holdes Kind?"

„Ich will Alles sein, was Du willst, Dein Weib oder Deine Sclavin," erwiderte sie, hingebend sich in seine Arme schmiegend.

„Aber Nurjesan, um mein rechtmäßiges Weib werden zu können, mußt Du meinen Glauben, den Glauben an den dreieinigen Gott, den uns Christus lehrte, annehmen."

„Du glaubst an den dreieinigen Gott?" fragte sie, ihre große Augen weit öffnend und ihn mit einem Blicke unbegrenzten Erstaunens anschauend. „Ei, das ist ja auch mein Glaube! Ich glaube auch an die Trimuirti, die aus Brahma, dem Erschaffer der Welt — aus dessen Haupte die Brahmanen, aus dessen Armen die Kschatryas, aus dessen Lenden die Vaisyas und aus dessen Füßen endlich die Sudras hervorgingen — aus Wischnu, dem Erhalter, und aus Siva, dem Zerstörer, besteht."

Frank mußte lächeln über den Eifer, mit dem sie ihm betheuerte, daß sein Glaube auch der ihre sei, und entgegnete mild: „Nein, Süße, Dein Glaube ist von dem meinen wie die Nacht vom Tage verschieden. Aber obgleich meine Religion fest und stark in meinem Herzen wurzelt, verstehe ich doch nicht, Dir die erhabenen Lehren des

Christenthums mitzutheilen. Das ist die Sache eines Priesters, und es frägt sich jetzt allein, ob Du geneigt bist, einen Lehrer meiner Religion zu empfangen?"

„Ich wäre wohl zu Allem willig, was Du wünschest, allein ich bin von Spionen und Verräthern rings umgeben, wie sollte es möglich sein, daß — doch laß mich nachsinnen. — — Ja, so wird es vielleicht gehen," fügte sie nach einer langen Pause tiefen Nachdenkens hinzu. In kurzer Zeit kommt Nena Sahib, der Peischwa von Bithur, nach Delhi zum Besuche des Hofes. Seine Lieblingsfrau Nurmahal Kalaô ist meine Freundin und ein entschiedener Günstling der Padschah Begum von Delhi. Sie muß mich zum Besuch nach Bithur mitnehmen, und ich werde dort weit freier sein, wenn ich besonders kein Gefolge weiter als meine Aja und Djéhan mit mir nehme. Dort unter dem Schutze Nurmahal's kann ich —"

Der Vorhang öffnete sich und Nanou trat ein: „Sahib, es ist Zeit, daß Du gehst, Soma ist zur Ruhe gegangen, und der Osten beginnt sich zu färben."

Nurjesan warf sich an Frank's Brust, ihn mit den leidenschaftlichsten Liebkosungen überhäufend klammerte sie sich an ihn an, als wollte sie ihn

nimmer lassen. Er drückte sie fest an seine Brust und hob sie mit sich empor.

„Komm hierher, Ranou," — sprach er, „Du bist Nurjesan's zweite Mutter und sollst als solche Zeugin unsere Verlobung sein. Er zog den Trauring seiner Mutter, den er zum Andenken an die Verlorene an dem kleinen Finger seiner Rechten trug, ab, und steckte ihn an Nurjesan's Hand, indem er mit feierlich erhobener Stimme sprach: „Mit diesem Ringe weihe ich Dich, Nurjesan Mahal, zu meiner Braut und verspreche, Dich an dem Tage, wo das Wasser der heiligen Taufe Deine Stirn berühren wird, zu meiner rechtmäßigen Gattin zu machen. Möge Gott mich verlassen und vergessen, wenn ich je meinem feierlichen Gelöbniß untreu werde! — Und nun, süße Braut, lebe wohl! Wann werde ich wieder in die Sonne Deiner Augen schauen dürfen?"

„Noch weiß ich es nicht, Piarra. Djéhan wird Dir meine Botschaft bringen. Vertraue meiner heißen Sehnsucht nach Dir, und nun lebe wohl, Geliebter meines Herzens, Licht meiner Augen, Lakschmi sei mit Dir und führe Dich bald in meine Arme zurück."

Einen letzten Kuß drückte Frank auf die schwellenden Lippen Nurjesan's, dann eilte er, von Ra=

nou gefolgt, hinaus. Im Vorzimmer legte er mit ihrer Hilfe die vorher abgeworfenen Hinduкleider wieder an und folgte Djéhan.

Ungesehen gelangte er aus dem Palaste nach seiner Wohnung, wo Felix, ängstlich über sein langes Ausbleiben, seiner harrte.

Ranou war zur Prinzessin zurückgekehrt, die sich freudestrahlend in ihre Arme warf, indem sie ausrief: „O Ranou, wie glücklich bin ich! ich werde sein Weib sein und —"

„Ranou unterbrach sie höhnend: „Wahrlich, ein stolzes Glück für die Prinzessin Nurjesan Mahal, den Abkömmling der ersten Beherrscher von Indien, die Brahmane höchster Kaste, das Weib eines Feringhee, eines niederen Vaisyas*) zu werden!"

„O, Du bist böse, Ranou. Was fragt die Liebe nach Rang und Stand? Ich liebe ihn und werde glücklich sein."

„Ja, so lange die Liebe solch kalter Herzen — wie die Herzen dieser Feringhees sind — dauern kann, und dann wird Nurjesan, die schönste Blume Indiens, die Rose von Delhi, in dem

*) Die indischen Kaufleute gehören zur Kaste der Vaisyas.

kalten Lande aus Sehnsucht nach ihrer sonnigen Heimath verschmachten."

„Du weißt recht gut, daß er kein Feringhee ist, und ich verbiete Dir, ihn mit dem verhaßten Namen zu beschimpfen. Ich werde nicht verschmachten an seiner Seite, denn wo er ist, da ist meine Heimath, da ist mein Vaterland. Seine Liebe zu mir — er hat es mir geschworen — wird nur mit seinem Leben erlöschen, und da mein Leben nicht länger dauern wird als das seine, so werde ich immer glücklich sein."

„Wohl, Nurjesan, möge es so sein, wie Du sagst, dann will ich ihn um Deines Glückes willen segnen. Doch fürchte auch nichts, sollte Dich Deine Hoffnung täuschen, so sei die Rache mein. — Aber laß Dir noch Eins sagen: Hast Du denn über Deiner Liebe die Rache, welche Du Deinem sterbenden Vater geschworen, ganz vergessen?"

„Nein, bei Bahwani, der blutigen Göttin!" rief Nurjesan, und die vorher so sanften Augen sprühten Flammen, sie schien größer geworden zu sein, und aus jeder ihrer Mienen und Bewegungen sprach ein unbeugsamer Entschluß: „Nein, meinen Racheschwur werde ich halten! Meine Liebe kann ihm nicht im Wege stehen, denn Frank

ist kein Engländer, ihn rettend hoffe ich allen Feringhees Tod und Verderben zu bereiten, und werde mein Vaterland nicht eher verlassen, als bis ich mein Gelübde erfüllt, und die Frechen, welche sich jetzt als Herren des Landes betrachten, darniedergeworfen und vernichtet sehe."

„Wenn Du das willst, Nurjesan, dann bedenke, daß Dein Geliebter nichts von Allem erfahren darf, denn ist er auch kein Feringhee, so würde er doch den Untergang nicht seines Volkes, aber doch seiner Race nicht dulden, wenn er es, und sei es auch durch einen Verrath an Dir, verhindern könnte."

Ein finsterer, drohender Blick der Prinzessin fiel auf die Aja, und sie versetzte: „Du irrst, Ranou, Frank ist kein Verräther — aber dennoch," fügte sie nach einigem Nachdenken hinzu — „darf er nichts erfahren, denn ohne mich zu verrathen, würde er jene mindestens zu warnen versuchen, und das darf nicht sein. Wie der Blitzstrahl aus heiterm Himmel muß die Rache an allen Punkten Indiens zugleich ihre Ernte beginnen, nur so ist der Sieg möglich, sagt Nena, und ich stimme ihm bei. — Höre mich an, Ranou, Du mußt mir schwören, mit allen Deinen Kräften, ja mit Deinem Leben mir beizustehen,

den Geliebten zu retten in der entscheidenden Stunde. Dafür bin ich bereit, Dir zu schwören, daß nicht die leiseste Ahnung der nahenden Vernichtung ihn durch mich erreichen soll."

„Sorge, daß Du vorher sein Weib wirst, denn Deinen Gatten werde ich retten helfen, und kostete es mein und meines Sohnes Leben, das schwöre ich Dir bei Yama, dem Unterirdischen! Für Deinen Geliebten würde ich dagegen in der verhängnißvollen Stunde nichts thun."

„Wohl, Ranou, so sei es! Höre mich an. Nena Sahib wird in den nächsten Tagen in Delhi eintreffen. Nurmahal Kalaô ist wie gewöhnlich mit ihm, und ich werde bei ihrer Rückkehr nach Bithur Beide dahin begleiten, nur von Dir und Djéhan gefolgt. Dort trete ich insgeheim zum Christenthum über und werde Frank's Gattin."

„Wie? Höre ich recht? Du eine Christin? Das Kind, welches die Milch meines Busens genährt, sollte den falschen Glauben jener heuchlerischen, hinterlistigen englischen Hunde annehmen? Nimmermehr werde ich das dulden! Du sollst nicht zu dem Gekreuzigten beten. Was kann Dir der Glaube an einen Gott helfen, der sich selbst nicht zu helfen wußte, der ohnmächtig der Bos-

heit seiner Feinde erlag? Du darfst keine Christin werden! Nein, ich dulde es nicht!" —

„Genug, Ranou" — unterbrach hoheitsvoll die Prinzessin die vor Eifer alle Schranken vergessende Aja. „Ich befehle, und Du hast zu gehorchen. — Ich kann nur dann die rechtmäßige Frau meines Geliebten werden, wenn unser Glaube derselbe ist, ich weiß das ganz genau, und überdies kann der Gott, zu dem er betet, an den er glaubt, kein falscher, ohnmächtiger Gott sein; ich glaube schon jetzt an ihn um seinetwillen."

„Nein, nein, Du darfst das nicht, ich kann es nicht dulden, ich kann nicht, eher werde ich zur Verrätherin an ihm und Dir."

„Ah! das ist also Deine Liebe und Treue? — Wohl, Du hast zu wählen, höre mich an. Ich werde entweder in zwei Monaten Frank's Weib, und folglich eine Christin sein, oder das Urari*) wird meinem Leben, das mir ohne ihn unerträglich sein würde — ein Ende gemacht haben. — Du kennst mich" — fügte sie mit der kältesten Ruhe hinzu — „und weißt, daß ich nichts zweimal versichere. Nun triff Deine Wahl." Damit wendete sie der Aja den Rücken und verließ das

*) Ein tödtliches Gift.

Zimmer, sich in ein kleines Nebengemach, wo sie zu baden pflegte, zurückziehend.

Nanou sank mit verzweifelnder Geberde ächzend auf den Teppich nieder und erwog in ihrem Geiste die furchtbare Wahl, denn ihrem in der Nacht des Heidenthums befangenen Verstande mußte Nurjesan's Uebertritt zum Christenthume schlimmer als der Tod, als ewige Vernichtung erscheinen. —

7.

Eine Probe englischer Politik.

Ein Kapitel, das von allen Denen, welche geschichtliche Auseinandersetzungen nicht lieben, überschlagen werden kann.

Es ist jetzt Zeit, auf die damaligen Zustände Indiens und auf seine Vergangenheit unter der Herrschaft Englands einen Blick zu werfen. Da es natürlich nicht im Entferntesten unsere Absicht ist, eine Geschichte der ostindischen Compagnie zu schreiben, werden wir uns der möglichsten Kürze bei Erwähnung des Nothwendigsten befleißigen.

*) Nachdem die Portugiesen im Jahre 1498 durch Vasco de Gama den Weg nach Indien gefunden und später von den Holländern in der Absicht, den ganzen Handel Europas mit Ostindien

---

*) Hageby.

an sich zu ziehen, wieder verdrängt worden waren, lockte die Hoffnung auf reichen Gewinn auch einige englische Kaufleute dahin; sie mußten jedoch bald einsehen, daß es dem Einzelnen unmöglich sei, mit den Holländern zu concurriren, und deshalb bildete sich zu diesem Zwecke eine Gesellschaft, die von der Königin Elisabeth am 31. December 1600 das ausschließliche Recht des Handels mit den zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße gelegenen Ländern auf fünfzehn Jahre erhielt, welche Frist nach Ablauf derselben immer wieder erneuert ward. Zweiundsiebzigtausend Pfd. St. bildeten anfangs das ganze Kapital der Gesellschaft, und fast siebzig Jahre gingen hin, ehe es ihr gelang, feste Factoreien in Surate und Madras zu besitzen.

In Bengalen wollte es auch noch nicht recht glücken, bis die Zärtlichkeit des großen Schah Dschihan für seine Lieblingstochter selbst die Hand bieten mußte zur festen Niederlassung der Feinde, welche seinen Nachfolgern die Herrschaft entreißen und sie zu Sclaven der Willkür eines Krämervolkes und dessen Regierung machen sollten.

Mr. Broughton, der Arzt des britischen Gesandten, rettete Schah Dschihan's Lieblingstochter aus einer gefährlichen Krankheit, und der über

den drohenden Verlust schon halb verzweifelte Vater wußte nun seiner Dankbarkeit kein Maß und kein Ziel, und gewährte unter anderen Beweisen seiner Dankbarkeit dem glücklichen Arzte die freie Handelsberechtigung im ganzen Mogulreiche, nebst der Erlaubniß, zur Anlegung einer Factorei. Der Arzt verkaufte das ihm gewährte Recht an die Compagnie, und bald erhob sich am Ufer des Hugly, fast an demselben Orte, wo jetzt die Stadt der Paläste — Calcutta steht, die Factorei der Compagnie. Schritt vor Schritt erweiterte von nun an die Compagnie ihr Gebiet, und erlangte von der heimathlichen Regierung das Recht der selbstständigen Gerichtsbarkeit und Kriegführung.

Damit erwachte aber auch der Neid Anderer, und es entstand eine zweite Gesellschaft, die sich die Anerkennung und Verleihung derselben Rechte wie die der andern Gesellschaft durch ein Darlehn von zwei Millionen Pfd. St. erkaufte.

Indeß bald genug sahen beide Gesellschaften ein, daß ein erfolg- und gewinnreiches Fortschreiten nur durch Vereinigung mit einander möglich sei. Diese Vereinigung geschah und nahm den Titel East-India-Compagnie an, als welche sie Actien zu fünfhundert Pfd. St. ausgab, die ihren Inhabern eine Stimme bei der Wahl der vier-

undzwanzig Directoren und andere große pecuniäre Vortheile verlieh. Da drohte abermals ein verhängnißvoller Wendepunkt dem Leben der Compagnie in der Person des Gouverneurs der französisch-ostindischen Colonien, Mr. Dupleix. Dieser kühne, unternehmende Mann hegte den Plan, die Engländer ganz aus Ostindien zu vertreiben, den er auch ausgeführt haben würde, wenn er von der Regierung Frankreichs so unterstützt worden wäre, wie er wünschte und wie seine kühne Absicht verdient hätte. Die Regierung war aber schwach und unfähig, die ungeheuren Vortheile und die weite Tragweite dieser Idee zu würdigen, und versagte nicht nur ihre Unterstützung, sondern rief Dupleix von seinem Posten ab; ja, sie ging so weit, alle bereits gereiften Früchte seiner Bemühungen in dem Pariser Frieden von 1763 gänzlich zu opfern.

Vorher war die neu angelegte und befestigte Stadt Calcutta von den einheimischen Fürsten gestürmt, genommen und die sämmtliche Besatzung in das Gefängniß geworfen worden, wo sie aus Mangel an frischer Luft zum großen Theil um's Leben kam. Das war der Compagnie ein willkommener Vorwand, ihre Absichten, worauf schon immer ihre kriegerische Haltung, die wenig für die

friedliche Handelsgesellschaft zu passen schien, hingedeutet hatte, zur Ausführung zu bringen.

Oberst Clive nahm Calcutta wieder und besiegte den Feind; sich mit einer zugesandten Verstärkung vereinigend, zog er abermals einem numerisch weit stärkeren Feinde entgegen und erfocht bei Plassy am 21. Juni 1757 einen glänzenden Sieg. Von diesem für Indien unheilvollen Tage datirt sich die systematische Unterdrückung des blühenden Landes und die oft verrätherische Einverleibung eines Reiches nach dem andern in das Gebiet der Compagnie.

Schon 1775 trat der König von Aude — wir werden noch ausdrücklich auf die Geschichte der systematischen Unterdrückung dieses Landes in der Kürze zurückkommen — die Provinz Benares an die Compagnie ab, nachdem er ihr vorher schon andere große Vortheile zugesichert hatte, allein das französische Sprüchwort sagt: „L'appetit vient en mangeant," und so ging es der Compagnie, sie hatte etwas, sie wollte aber Alles haben. Wie ihr dies gelang, wird man später hören.

Tipoo Saib, der Sultan von Mysore, einer der mächtigsten und erbittertsten Feinde der Engländer, ein kühner und intelligenter, aber grausamer Mann, der sich zum Zwecke, die Engländer

zu vertreiben, mit den Franzosen — die zu spät Mr. Dupleix' große Idee begriffen — verbündet hatte, fiel den 4. Mai 1799 in Seringapatam mitten auf dem Walle im Kugelregen, besiegt vom General Harris unter Sir Arthur Wellesley, späterem Herzog von Wellington. Tipoo Saib's Reich gehörte nun der Compagnie, die nur aus Politik einen kleinen Theil an die Maharatten abtrat. Mit dem Fall des Sultans von Mysore wurden fünfhunderttausend Personen, der militärischen und der höchsten Kaste angehörend, zu Bettlern. Dasselbe war es an anderen Orten, denn die Compagnie that nie etwas für die aus ihren Aemtern Gestoßenen. 1803 gehörten schon die Provinzen Kajambatur, Kamara, Weynand, Tandschore und andere, ferner ein Gebiet von fünfundzwanzigtausend Quadratmeilen in der Provinz Heyderabad, im Norden die Provinzen Barêlly, Morâdabad, Rohilkund, Doâb und Allahabad den Engländern. General Lake drang in die Bundesstaaten der Maharatten, eroberte Delhi, und bei dem Frieden 1803 gehörte den Engländern in der Präsidentschaft Bengalen ein Gebiet von vierzigtausend Meilen.

Die Erwerbungen und Einverleibungen schritten in so schamloser Weise fort, daß selbst das

englische Parlament im Jahre 1833 seine entschiedenste Mißbilligung über diese habgierige Eroberungspolitik aussprach.

Das machte doch einigen Eindruck, und es trat in dieser Länderräuberei eine Pause ein.

Die innere Verwaltung der Länder, welche von der ostindischen Compagnie unterworfen waren, durfte jedoch im Gegensatze zu später immer noch leidlich genannt werden, so lange sie wirklich in den Händen der Directoren ruhte, denn sie suchten ihre Regierung mindestens einigermaßen den Sitten und Gebräuchen der Hindus anzupassen, und verlangten nicht, daß diese wie Engländer fühlen und handeln sollten; seit aber die Macht ihren Händen immer mehr entrissen ward, um sich am Ende fast nur auf Handelsangelegenheiten zu erstrecken, da ward die Lage des Landes und seiner eingeborenen Bevölkerung eine immer traurigere.

Bis 1834 wurde unter Graf Ellenborough nur das Königreich Sinde mit einer Million Einwohner den britischen Besitzungen einverleibt, aber unter dessen Nachfolger Lord Dalhousie begann die Räuberei schlimmer als je. Dieser habgierige Mann vergrößerte das Eigenthum Englands um Sattara mit einer Million, Pundschâb mit sechs

und einer halben Million, Nagpur mit vier und einer halben Million, Heyderabad mit zehn Millionen, Jhansi mit zweihunderttausend und Karnatak mit zehn Millionen Einwohnern.

Schon längst hatten einsichtsvolle Männer vor der großen Gefahr gewarnt, welche für die englische Herrschaft gerade aus diesen fortwährenden Besitznahmen und Entthronungen entstehen mußte, allein die blinde Habsucht Englands achtete keiner solchen Warnung, und bedachte nicht, daß der Haß der Bevölkerung gegen die aufgedrungene Regierung sich mit jeder solchen Besitzergreifung steigern mußte. Freilich war die einheimische Regierung gar oft schlimmer gewesen als die englische, allein die Indier wollten sich lieber von ihren eigenen Herrschern drücken lassen, als für Fremdlinge, deren Sitten und Gebräuche ihnen verabscheuenswürdig dünkten, sich schinden und plagen. Dazu kam noch, daß, wie bereits oben angedeutet, mit jeder Entthronung eines Fürsten, mochte sie nun mit nur scheinbarem oder wirklichem Rechte, oder, wie es am häufigsten geschah, mit himmelschreiendem Unrecht erfolgt sein, auch die Existenz von einer Anzahl kleiner Häuptlinge mit ihrem Heer von Wessirs, Divan, Garde und Soldaten zusammenbrach.

Der Adel verlor seine letzte Stütze, verlor die Möglichkeit, eine Stelle einzunehmen, die seiner Bildung, seinem Namen und seinen stolzen Erinnerungen würdig war. Unter ihren eigenen Fürsten standen ihnen alle Aemter, die Wege zu den höchsten Ehrenstellen offen. Unter den Engländern waren sie nichts; aus angesehenen Beamten wurden sie Bettler, und schämten sich doch zu betteln; für sie gab es keine Stelle in der Verwaltung mehr; für ihr Leben zu arbeiten, das Feld zu bebauen, verstanden sie nicht; allein sie mußten leben. So waren sie denn genöthigt, gegen elenden Lohn ihren Unterdrückern zu dienen, indem sie für die englischen Beamten, welche sich nunmehr in ihrer früheren Stelle gütlich thaten, die Arbeiten verrichteten, zu denen sie ihre Kenntnisse befähigten. Der Herr hat die Ehre, den hohen Gehalt, und sie sind nichts als seine elenden Sclaven, deren Ehrgeiz, sich nach innen verzehrend, einen unauslöschlichen Haß gegen ihre Herren nährte. Wollten sie sich nicht so herabwürdigen, oder gelang es ihnen nicht einmal, die Stelle solch geistigen Tagelöhners zu erhalten, so blieb ihnen nichts übrig, als in ein anderes, mindestens dem Namen nach unabhängiges Fürstenthum zu gehen, und dort, das Herz von unver-

söhnlichem Groll und Haß gegen die habgierigen Fremdlinge erfüllt, eine andere Stelle zu suchen. Mißlang auch dies, so wurden sie Räuber, und verbreiteten den Geist der Unzufriedenheit durch das ganze Land. Indien galt der britischen Regierung nur als Zitrone, die man auspreßt, so lange sie Saft giebt.

Fortwährend kamen junge Leute aus England nach Indien, nicht um sich dort niederzulassen und ihre Kräfte zur Bildung und Veredelung eines durch die Schuld einer perfiden Regierung entwürdigten Volkes zu verwenden, sondern um so schnell als möglich reich zu werden. Ist dieser edle Zweck erreicht, so schütteln sie den Staub von ihren Füßen, und kehren, verächtlich auf die — Nigger hinabblickend, nach England zurück, ihren Platz neuen Abenteurern überlassend. Diese benutzen nun ihrerseits die Macht und Gewalt, welche ihnen die Stellung giebt, die sie nicht ihren Kenntnissen und Fähigkeiten, sondern allein ihrer Nationalität, ihren Empfehlungen verdanken, zur Aussaugung des von ihnen verachteten unglücklichen Landes.

So geht es fort in immerwährendem Wechsel, denn zahlen und immer wieder zahlen ist die Forderung Englands an Indien, aber das Land

hat kein Recht, sich darum zu bekümmern, wohin das Geld geht, das es zahlen muß. Bestimmt doch die Parlamentsacte von 1793 sogar, daß ein Theil des Ueberschusses der Staatseinnahmen Indiens zur Bezahlung der englischen National-schuld, das Uebrige aber zur Vermehrung der Dividenden der East-India-Stooks dienen solle.

Die Acte von 1813 befiehlt die Einsetzung anglikanischer Bischöfe, deren Besoldung ebenfalls aus indischen Staatsmitteln erfolgt. So mußten nun die Indier, denen von der britischen Regierung ausdrücklich verboten war, an ihre brahmanische und muselmännische Geistlichkeit etwas zu zahlen, die Vertreter einer fremden Kirche von dem Ertrage ihres Schweißes mästen. In diesem Style gehen die Verordnungen weiter, keine von diesen Parlamentsacten beschäftigt sich mit dem wahren Wohle des Landes selbst, die einzige derartige Sorge ist in zwei Clauseln enthalten: die eine bestimmt, daß zehntausend Pfd. St. jährlich — wenn sich ein Ueberschuß der Staatseinnahmen vorfindet — auf Bildungsanstalten für die Eingeborenen verwendet werden sollen; die andere befiehlt, daß Niemand wegen Kaste und Religion von den Regierungsämtern ausgeschlossen werde.

Sprechen wir von dieser letzten Verordnung

zuerst. Sie steht lediglich zur Blendung der Laien in der indischen Geschäftsordnung auf dem Papiere, denn da kein Indier eine höhere Stellung als die eines Steuereinnehmers oder eines Polizeirichters auf dem Lande einnehmen kann, so zerfällt sie von selbst in Nichts.

Die erste Verordnung ist, wenn sie so ausgeführt wird, wie dies bis zum Jahre 1856 geschehen, eine neue Gefahr für die Eingeborenen, wie für die verblendeten Engländer selbst. In diesen Regierungsschulen erwerben die Eingeborenen zwar eine Menge ihnen zum größten Theil unnützer Kenntnisse, lernen von Menschenrechten und dergleichen geläufig zu schwatzen, verlernen aber leider dabei das, was ihren Kenntnissen erst den Werth, ihren Anschauungen Richtigkeit und Würde verleiht. Dieses unentbehrliche Etwas ist — die Religion. Das Christenthum zu lehren in diesen Schulen ist verboten. So klug diese Maßregel einerseits ist, so verderblich wirkt sie auf der andern Seite, denn die Schule macht die Schüler zu gebildet und aufgeklärt, als daß sie noch an ihrem albernen Götzendienst hängen könnten, macht sie aber nicht gebildet genug, um die uralte reine Brahmareligion von dem Wust des Unsinns, welchen die Herrschsucht und das

Verdummungssystem ihrer Priester darum anhäufte, zu trennen, noch setzt sie an Stelle dieses Cultus die reine Lehre des Evangeliums. So verlieren diese unglücklichen Menschen allen und jeden religiösen Halt, aus Götzendienern werden sie Atheisten und pochen auf ihre Menschenrechte, verlieren aber die Pflichten gegen Gott und Menschen völlig aus den Augen. Vollgepfropft mit falsch verstandenen englischen Freiheitsideen, ohne doch die geringste Reife dafür zu haben, wurden sie nichts als übermüthige Bedrücker ihres eigenen Landes und kriechende Sclaven ihrer Herren, während sie im Stillen den Zeitpunkt erwarteten, wo sie diese unter ihre Füße zu treten vermöchten.

Die spätere Erfahrung der blutigen Revolution hat es bewiesen, daß gerade diese auf den Regierungsschulen Halbgebildeten, man könnte aber eben so gut sagen Verbildeten, die größten Bestien waren.

Die unsinnige Maßregel, einem in jeder vernünftigen Freiheitsentwickelung unterdrückten und geknechteten Volke eine vollständig freie Presse zu gestatten, goß Oel in die Flammen. In England ist der abstracte Begriff — Gesetz — Alles, anders ist es in Indien; hier gilt die Heiligkeit

der Person des Regierenden, er steht über dem Gesetz. Mußte bei solcher Anschauungsweise nicht die Achtung gegen die Gouverneure Indiens gänzlich verloren gehen, wenn der Presse gestattet ward, diese und andere hohe Personen der Regierung wie die Schulbuben abzutrumpfen, ja sie in jeder Weise zu beschimpfen? In England ist solche ungezogene Mode wohl ohne Gefahr, denn an Stelle der schwindenden Achtung gegen den Handhaber des Gesetzes bleibt doch die Ehrfurcht vor dem Gesetz selbst zurück, aber in Indien schwand Beides zugleich. Einen nicht minder schlimmen Einfluß übten ferner die Zeitungsnachrichten über die Erfolge der englischen Waffen. Das Volk las, wie ihre für unüberwindlich gehaltenen Herren in der Krim die kläglichste Rolle spielten und sich in Persien statt der Lorbeeren wohl etwas Anderes holten.

Zu alle dem war die Lage eines großen Theiles der Bevölkerung der Ryots*) seit jener Zeit, wo die Zemindars Eigenthümer des Landes geworden, eine unsäglich traurige. Diese Zemindars, früher nur Steuererheber, wurden unter Lord Cornwallis ungerechter Weise Eigenthümer

*) Landbebauer.

des Landes, und die früher freien Ryots hatten nun nicht allein für die hohen, von der Regierung auferlegten Steuern, sondern auch noch für die Erpressungen der Zemindars, die in den meisten Fällen Engländer waren, zu arbeiten. Eine entsetzliche, alle Scham und alles Rechtsgefühl empörende Tortur erpreßte bei Verweigerung der Steuer die letzten Heller der Unglücklichen, die ohne jeden Schutz der Willkür ihrer Herren preisgegeben waren. Das Kittie und das Anundal, sowie die gräßliche Marter der Zimmermannskäfer wütheten unter den Indiern.

Zum Verständniß unserer Leser wollen wir unsern Abscheu überwinden und den Gebrauch dieser Marterwerkzeuge andeuten, so weit es uns möglich ist.

Das Kittie ist ein aus zwei Stücken von Eichenholz und einer festen Hanfschnur bestehendes Marterinstrument, mittelst dessen die Busen der Frauen der Ryots eingequetscht werden, um die Männer durch den Anblick und das Geschrei der schuldlos Gemarterten zur Herausgabe ihrer letzten Ersparnisse zu zwingen. Oft wird diese Marter auch von den gewissenlosen Schurken angewendet, wenn junge schöne Mädchen und Frauen ihre Tugend höher achten als die Wün=

sche ihrer Peiniger. Diese Marter hat fast stets den Brustkrebs im Gefolge.

Das Anundal wird nur bei Männern angewendet. Dem Delinquenten werden die Hände mit den Füßen zusammengeschnürt und das menschliche Paket dann mit Steinen bis zu mehreren Centnern belastet. So blieben die Unglücklichen in der glühenden Sonne Indiens Stunden, ja einen Tag lang, zuweilen noch länger liegen, ohne daß ihre Folterknechte es der Mühe werth fanden, die Verschmachtenden mit einem Tropfen Wassers zu erquicken.

Die Folter der Zimmermannskäfer, die vorzugsweise bei jungen Mädchen angewandt wird zu beschreiben, vermögen wir nicht; wer darüber Näheres erfahren will, mag die Gartenlaube lesen, die, wenn wir nicht irren, im Jahre 1856 oder 1857 einen ausführlichen Bericht über diese, unter der Aegide einer Regierung, die für eine humane und civilisirte gelten möchte, verübten Schandthaten gebracht hat.

Ein Geist der Unzufriedenheit ging durch das ganze Land. Ehrenhafte Männer erhoben sich in der englischen Nation selbst, und brandmarkten in der stärksten Sprache die Fehler und Verbrechen der indischen Regierung. Vergebens, es

nützte nicht das Geringste, und die ostindischen Gouverneure und Directoren schleuderten nicht auf die Verbrecher, sondern auf die Aufdecker der Schandthaten ihre Blitze. Zufrieden, wenn sie Geld über Geld erhielten, kümmerten sie sich nicht um den Schrei der systematisch zu Grunde gerichteten Bevölkerung, nicht um den Fluch und die Verzweiflung der durch die herrschenden Beamten geschändeten, ihrer Kaste beraubten und folglich ihrem Glauben nach nicht nur hier, sondern auch im Jenseits verlorenen Mädchen und Frauen. Die indo-britische Regierung mißachtete gänzlich Macchiavell's Maxime: „Der absoluteste Despotismus kann lange Zeit blühen, wenn er sich der Frauen und des Geldes der Unterdrückten enthält.“ Die Residenten der verschiedenen Provinzen thaten gerade das Gegentheil, und viele von ihnen lebten in wahrhaft orientalischer Weise mitten in einem Harem indischer, mit List oder Gewalt verführter Frauen. Wohl mangelte es auch nicht an wahren Ehrenmännern unter den Beamten, die, erfüllt von humanen Gesinnungen, sich bemühten, das unglückliche Loos der von ihnen beherrschten Bevölkerung zu mildern, allein das Gute, was sie schaffen wollten, fand von oben herein keine Bestätigung, keine Unterstützung.

Neid, Mißgunst und Intrigue verhinderten endlich alle ihre wohlwollenden Absichten, bis sie, gehetzt und ermüdet, ihre Stellen verließen, die mit anderen, weniger scrupulösen Männern besetzt wurden, deren laxeres Ehrgefühl ihnen gestattete, besser nach dem Sinne ihrer Regierung zu handeln.

Bei Gelegenheit des Aufstandes in Kabul kamen fürchterliche Dinge an das Licht, aber kein Engländer ward bestraft, man schöpfte nicht einmal eine Lehre daraus, und die Wirthschaft ward immer schlimmer.

Da brachte die Besitzergreifung vom Königreiche Oude oder Audh die allgemeine Unzufriedenheit auf den Gipfel.

Wir wollen diese Geschichte, welche fast die Geschichte aller Besitzergreifungen Englands in Indien ist, ein wenig näher beleuchten.

*) Es war im Jahre 1765 am 16. August, als zwischen den Herrschern Audhs, den Nabobs Schudschah-ud-Daula und Nadschun-ud-Daula einerseits und den Herrschern der ostindischen Compagnie andererseits der erste aus elf Artikeln bestehende Vertrag abgeschlossen wurde, worin sich

*) Wie England Verträge schließt und bricht. Von einem Indierfreund.

die Theilnehmer zu immerwährender Freundschaft gegenseitig verpflichten und der Compagnie ein Beitrag von fünfzig Lak Rupien Kriegskosten und freier Handel in allen Gebieten von Audh gewährt wird. Drei Jahre später folgte nachträglich ein zweiter Vertrag, worin der Nabob Schudschah-ud-Daula verspricht, seine Kriegsmacht nie über fünfunddreißigtausend Mann zu vermehren, wogegen die Compagnie feierlich versichert, ihre Forderungen nie über die des Vertrages von 1765 auszudehnen. Aber wie alle den indischen Fürsten geleisteten Versprechungen, so ward auch dieses nicht gehalten, und die Forderungen steigerten sich von Jahr zu Jahr. Gelderpressung folgte auf Gelderpressung. Die letzteren beliefen sich nur allein vom Jahre 1774 bis 1783 auf zwei Cror und dreißig Lak Rupien — 2,300,000 Pfd. St. Da endlich sah die Compagnie ein, daß, wenn sie so fortfahre, das erschöpfte Land gänzlich unfähig werden würde, ferner etwas zu zahlen, daß es mit einem Worte zu Grunde gehen müsse, und that ihrer Habsucht Einhalt. Die in Audh gehaltene Residentschaft mit ihrem Heer von Beamten, gleichbedeutend mit eben so viel Blutsaugern, ward eingezogen. Das unglückliche Land athmete auf, und begann

bald von Neuem zu blühen. Kaum aber hatte es sich erholt, als auch der glückliche Zustand sein Ende durch neue Erpressungen fand. 1797 starb Asof ud-Daula, der auf seinen Vater Schudschah-ud-Daula gefolgt war, aus Aerger und Gram, nicht mehr Herr im eigenen Lande zu sein. Au, ihn folgte sein natürlicher Sohn, Vezier Ali, in der Herrschaft. Allein Sir John Shore glaubte mit dem Bruder des verstorbenen Nabob ein besseres, einträglicheres Uebereinkommen schließen zu können, und bot ihm den Thron an. Sadat Ali ging darauf ein, Vezier Ali ward entthront, und Sadat Ali Herrscher von Audh um den Preis jährlicher Subsidien an die Compagnie im Betrage von sechsundsiebzig Lak Rupien — 760,000 Pfd. St., und außerdem einer Zahlung von zwölf Lak Rupien. Doch Sadat Ali sollte sich nicht lange seines gestohlenen Besitzes ungetheilt erfreuen. Schon im Jahre 1801 ward er gezwungen, die Hälfte seines Landes an die Compagnie abzutreten. Unter diesen Ländereien waren auch die Districte Allahabad, Korah und Korrah, welche die Compagnie erst im Jahre 1773 an Schudschah-ud-Daula um fünfhunderttausend Pfd. St. verkauft hatte. Dem Nabob ward die andere Hälfte seines Besitzes ausdrücklich garantirt, je-

doch sollte seine Regierung stets im Einvernehmen mit der englischen handeln. Sadat Ali Khan starb am 11. Juli 1814, und sein Sohn Ghasi-ud-Din folgte in der Regierung. Im Jahre 1816 lieh er der Compagnie ein Cror Rupien — eine Million Pf. St., und erhielt dafür eine Strecke Landes, das ihm eine Last ward, aber nichts einbrachte, und am Fuße des Himalaya gelegen war. Doch einen Vortheil brachte ihm dieses und ein abermaliges eben so großes Geldopfer, es war dies die Freundschaft der Compagnie und der Titel eines Königs. Im Jahre 1819 ward der neue König von Audh als selbstständiger Herrscher, unabhängig vom Großmogul oder König von Delhi, gekrönt. Ein abermaliges Cror folgte als ewiges, mit fünf Procent zu verzinsendes, Anlehen im Jahre 1825. Ghasi-ud-Din starb 1827, ihm folgte sein Sohn Nasir-ud-Din Heider, der seine Thronbesteigung mit bedeutenden Summen gleichsam erkaufen mußte. Die Zinsen dieser Capitalien sollten zwar als Pension auf Lebenszeit an gewisse Personen ausgezahlt werden, und nach deren Tode an den Schatz des Königs zurückfallen, allein dieser erhielt nie einen Pfennig davon, trotz wiederholter Reclamationen an die Compagnie. Er starb 1837. Nasir-ud-Daula,

der Oheim des Verstorbenen, folgte ihm, mußte aber, um seine Anerkennung von dem Residenten Oberstlieutenant John Low zu erlangen, ein in persischer Sprache abgefaßtes Document, das man ihm nur vorlas, unterschreiben. In diesem Document versprach er, jeden Vertrag, den ihm der Generalgouverneur vorlegen werde, anzunehmen. Nun bestieg er unter dem Titel Mohamed Ali Schah den Thron. Jener am 18. September 1837 unterzeichnete Vertrag war derselbe, dessen Giltigkeit später von Lord Dalhousie geläugnet ward, weil er der Besitzergreifung im Wege stand. Die kurze Regierung Mohamed Ali's ward durch abermalige bedeutende Darlehen an die britische Regierung bezeichnet; er starb schon am 7. Mai 1842, und sein ältester Sohn Sureia-Dschah Amdschad Ali Schah bestieg den Thron. Dieser Fürst, der England im Pendschabkriege mit bedeutenden Geldvorschüssen und seinen Truppen beistand, starb schon am 13. Februar 1847, und Wadschid Ali folgte ihm. Diesem war es beschieden, der letzte König von Audh zu sein. Bisher waren die Fürsten von Audh im besten Einvernehmen mit der englischen Regierung gewesen, weil sie alle Forderungen derselben erfüllt hatten, und so wollte sich gar kein Vorwand finden lassen, um

sie auch des letzten Restes von Macht, welches ihnen das Vasallenverhältniß zur Compagnie bisher gelassen, zu berauben. Deshalb beschloß man, den König von Audh aufzustacheln und ihn wo möglich zur Ergreifung von Maßregeln zu treiben, die mindestens einen Scheinanhalt für die längst beschlossene Besitznahme der herrlichen Perle, des reichsten und, trotz aller englischen Erpressungen, Dank seiner glücklichen Lage, blühendsten Königreichs Indiens, liefern sollten. Man suchte und fand das nöthige Werkzeug.

Oberst Sleeman, ein talentvoller, gelehrter und erfahrener Beamter, ward zum Residenten ernannt. Anfänglich zeigte er sich, wie es der König erwartet hatte, für das wahre Wohl des Landes besorgt, aber plötzlich und ohne eine Veranlassung von Seiten des Königs verwandelte sich sein ehrfurchts- und achtungsvolles Benehmen gegen diesen in eine brutale Unverschämtheit, deren einziges Ziel zu sein schien, dem König Verlegenheit über Verlegenheit zu bereiten, und seine Regierung zu verwirren. Jede Entscheidung des mohamedanischen Gerichtshofes ward umgestoßen, und den Befehlen des Königs wurden Gegenbefehle gegenübergestellt. Schließlich ward der König gezwungen, einen treuen, talentvollen Die-

ner, in dem Oberst Sleeman ein Hinderniß seiner Pläne sah, des Dienstes zu entlassen und aus Lucknow zu verbannen. Als aber der König die Entfernung, respective Ausweisung eines Spions verlangte, weigerte sich Sleeman auf das entschiedenste.

Bald ging man einen Schritt weiter. Sleeman ward abberufen, und an seine Stelle kam Oberst Outram, ein Mann, der selbst gestand, daß ihm alle und jede Erfahrung in diesem Lande mangele. Das wollte man aber eben, und ihm trug man auf, den Scheingrund zu der Annexion in einer Schilderung der bodenlos schlechten Regierung und des jämmerlichen Zustandes des Landes zu liefern.

Diese schöne Aufgabe war dem Oberst Outram in wenig Monaten gelungen, er war fleißig gewesen, und konnte nun der Regierung ein sieben Artikel enthaltendes Memorandum, welches die Regierung des Königs und den Zustand des Landes in gewünschter Weise besprach, vorlegen. Auf Wahrheit war es dem ehrenwerthen Oberst weniger angekommen, aber es entsprach dem Wunsche seiner Regierung und erfüllte seinen Zweck. Denn da die Regierung des Landes Audh nach seinem Memorandum ein so verwerfliche und abscheuliche

war, durfte das indo-britische Gouvernement, auf den siebenten Artikel des Vertrags von 1837 fußend, sich einmischen.

Der genannte Artikel enthielt außer Anderm, was nicht hierher gehört, folgende Stelle — und wenn — was Gott verhüten möge! — grobe und systematische Unterdrückung, Anarchie und Mißregierung hierauf jemals in den Audhgebieten, oder derart vorherrschen sollten, daß die öffentliche Sicherheit ernstlich gefährdet wäre, so behält sich die britische Regierung das Recht vor, für die Verwaltung jedweder kleiner und großer Landestheile von Audh, wo derartige Mißregierung vorgekommen sein möge, ihre eigenen Beamten für so lange, als sie es nöthig erachtet', anzustellen; doch soll in solchen Falle, nach Abzug aller Ausgaben, der Ueberschuß der Einnahmen in den Staatsschatz des Königs gezahlt, und seiner Majestät eine getreue Rechnung über Einnahmen und Ausgaben in den so übernommenen Districten abgelegt werden.

Dieser Artikel allein gab der britischen Regierung das Recht zum Einschreiten, wenn wir annehmen wollen, daß sich das Land wirklich in dem Zustande befunden, wie es Oberst Outram geschildert, was aber — wir wiederholen es, selbst nach englischen glaubwürdigen Berichten und Zeug-

nissen, nicht der Fall gewesen. Im Vertrage von 1801 war kein derartiger Artikel enthalten, und so mußte Lord Dalhousie nothwendig auf dem Vertrag von 1837 fußen, wenn er ein scheinbares Recht zum Einschreiten, aber niemals zur Annexation, behaupten wollte. Da jedoch eben dieser Vertrag der Annexation im Wege stand, bediente er sich zwar jenes siebenten Artikels, erklärte aber zugleich den Vertrag selbst mit einer scham- und beispiellosen Rechtsverdrehung für ungiltig, um auf jenem von 1801 zu fußen, einem Vertrage, der dem Herrscher von Audh die noch übrige in seinem Besitz befindliche Landeshälfte ausdrücklich garantirte.

Genug, die Annexation wurde allem Rechte zum Trotz verfügt, und Oberst Outram brachte bei seiner Rückkehr nach Luknow die Ankündigung: daß die britische Regierung ihren Schutz und ihre Hilfe!!! nicht länger einer Regierung leihen könne, deren Bestehen die ergiebige Quelle von Mißregierung, Unterdrückung und Unglück für Alle sei, die unter ihrer Controle lebten.

Der König weigerte sich zwar, einen Vertrag zu unterzeichnen, der ihn und seine Nachkommen des erblichen Rechts beraubt hätte, allein er war nicht muthig genug, um den Räubern seines Thro-

nes zu widerstehen, und erließ Befehle an seine Beamten und Soldaten, sich den Briten in keiner Weise zu widersetzen. Sich seine Würde selbst im Unglück bewahrend, verließ er sein Königreich, um nach Calcutta zu gehen, von wo er sich nach England einzuschiffen gedachte, um von der Königin und dem Parlamente die Gerechtigkeit zu fordern, die er in Indien vergebens gesucht; eine Krankheit warf ihn darnieder und hinderte seine Abreise. Die Compagnie war noch nicht zufrieden mit dem Raube des Königreichs, sie stahl dem König auch noch seine Gärten, Paläste, Menagerien, Garderoben, Kleinodiensammlungen, Kunstwerke, Museen, und selbst die aus zweimalhundertausend Bänden vom großen Werthe bestehende Bibliothek ward confiscirt. Die Stuterei, die Kampf-, Jagd-, Reit- und Packelephanten wurden verauctionirt. Die Rüstkammer mit den seltensten und schönsten Waffen aller Art wurde verkauft, und um der frechen Räuberei die Krone aufzusetzen, wurden die Damen der königlichen Familie und der Harem ihrer Juwelen beraubt und, mit Gewalt aus ihren Palästen vertrieben, hilflos auf die Straße hinausgestoßen. Das war englische Gerechtigkeit und Humanität! So handelte die Regierung einer Nation, die frech genug ist, zu

behaupten, ihr Schwert werde nur gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit erhoben.

Auf diese Weise gelangte England in den Besitz Audhs, nachdem es zum Theil in ähnlicher Art die anderen britischen Besitzungen in Ostindien zusammengeraubt hatte. Da er selbst verhindert war, sandte der König von Audh seine Mutter, die Padschah Begum Dschemabi Aliah, seinen ältesten Sohn und Thronfolger Mirza Mohamed Hamid Ali, und seinen Bruder Mirza Mohamed Dschowad Ali nach England, um in seinem Namen gegen die Annexation seines Reiches zu protestiren und um Gerechtigkeit zu flehen. Es war im August 1856, als die Padschah Begum mit ihren Begleitern in England ankam, und erst im Juli 1857 erhielt sie die ihr bis dahin verweigerte Audienz bei der Königin Victoria, würde sie auch da noch nicht erhalten haben, wenn nicht die englische Regierung, der inzwischen in Indien ausgebrochenen Revolution wegen, sich völlig rathlos befunden, und es für thunlich erachtete, der indischen Fürstin zu schmeicheln und durch schöne Worte ihren gerechtfertigten Zorn zu beschwichtigen. Allein es waren eben nur Worte, mit denen man sie hinhielt, während man in Indien Alles aufwendete, ja sogar die Unterschiebung falscher

Papiere nicht verschmähte, um ihren Sohn der Mitschuld an der Empörung anklagen zu können, Gerechtigkeit fand sie weder damals noch später.

Doch greifen wir der Zeit nicht vor. Wir wollen hier nur noch einiges Nöthige in Betreff der Sipahis erwähnen, um dann eiligst zu unserem Roman zurückzukehren, hoffen aber, daß dies Kapitel nicht unwürdig der Aufmerksamkeit denkender Leser befunden wurde und ihnen nicht Langeweile verursacht hat.

Die Zustände des stehenden Heeres der Eingeborenen waren mit der Zeit nicht minder schlimm geworden, als die des ganzen Landes, und zwar diesmal lediglich durch die Einmischung der englischen Regierung, nicht durch die Schuld der Directoren, wie gern man diesen auch die Schuld aufbürden möchte, während doch ihre Macht schon längst eine sehr beschränkte war.

Die Sipahis, diese tapferen, höchst brauchbaren eingeborenen Soldaten, ohne die England Indien nicht gewonnen, ohne die es das Land längst verloren haben würde, standen früher unter ihren eignen Officieren. Ein jeder Eingeborene, welcher in die Armee eintrat, konnte hoffen, durch vorzügliches Verhalten, durch Tapferkeit und Treue sich zum Officier empor zu schwingen, der Weg bis zum

Obersten stand einem Jeden offen. Der tapfere Mohamed Jusuff brachte es sogar bis zum General. Jedem Bataillon war gewöhnlich, jedoch nicht immer, ein britischer Officier beigegeben, der, mit indischer Sprache und Sitten vertraut, den eingeborenen Commandanten die Befehle des Generals zu verdolmetschen und über ihre pünktliche Ausführung zu wachen hatte. Niemals durfte sich jedoch ein solcher Officier in die dienstlichen Anordnungen der eingeborenen Officiere mischen. 1766 gab man zuerst jedem Bataillon einen europäischen Hauptmann und zwei Lieutenants ständig bei, doch auch sie collidirten wenig mit den eingeborenen Officieren. Der englische Capitän nahm die Stellung eines Brigadier ein, ertheilte im Feld und Lager durch den Adjutanten die Befehle, welche der eingeborene Officier ausführte, der auch die innere Verwaltung allein durch Vermittelung eines Subadar*) und dreier Dschemadars**) leitete. Aber die vielen jüngeren Söhne hoher Familien Englands brauchten Stellen, und man nahm keinen Anstand, die Organisation der Nativarmee Indiens abermals zu ändern. 1784 wurden aus einem Bataillon zwei gemacht, ein jedes erhielt einen

*) Eingeborener Hauptmann.

**) Lieutenants.

britischen Hauptmann als Commandeur, und zwei Bataillone bildeten ein Regiment, welches wieder ein britischer Oberst befehligte. 1796 schritt man weiter, indem man den Bataillonen eben so viel britische wie eingeborene Officiere gab; diese letzteren verloren nun mit jedem Tage mehr an Terrain, denn jeder bartlose englische Lieutenant glaubte ein Recht zu besitzen, ja, besaß es dem Reglement nach auch, alte gediente eingeborene Officiere zu hofmeistern. Es kam endlich so weit, daß selbst der Höchste im Range, welcher nach dem neuen System den Eingeborenen noch offen steht, der Subadarmajor, den Befehl über ein Bataillon nicht übernehmen konnte, so lange noch ein englischer Lieutenant oder gar nur ein Fähndrich am Platze war. Und was für Menschen waren diese englischen Officiere zum Theil! — Unbärtige Jünglinge, kaum der Schule entlaufen, ohne alle nöthigen Kenntnisse für ihre Stellung, nichts verstehend von Sprache und Sitten ihrer Untergebenen, dabei aber die jämmerlichsten Subjecte, dem Trinken, dem Spiel, der Faulheit, der Wollust im großartigsten Maßstabe ergeben und von den Sipahis verabscheut und verachtet. Von solchen Menschen sahen die Sipahis ihre Officiere unterdrückt, verdrängt, verächtlich behandelt, und

verloren auch vor diesen die Achtung. So kam es denn, daß das Ansehen der eingeborenen Officiere, ihr Einfluß gänzlich vernichtet ward, was sich unheilvoll genug für die Engländer erwies, als die Stunde kam, wo allein die Treue dieser verachteten und verhöhnten Officiere ihre Oberen hätte retten können, wenn sie den früheren Einfluß jetzt auf die Meuterer noch besessen.

8.

Thierkämpfe zu Delhi.

Eines Tages bot die Tschandrie-Tschâk zu Delhi ein ungewöhnlich glänzendes Bild.

Nena Sahib, der Peischwa von Bithur, hielt mit einem Gefolge von zweihundert Personen seinen Einzug in Delhi, wohin er gekommen, um dem Schattenkönig seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Voran ritten eine Anzahl Kamelsuwars, auf diese folgte eine Abtheilung der reich gekleideten Gortschura des Fürsten, und nach diesen Soldaten zwei schöne reichgeschmückte Reitelephanten; dann kamen zwei leere Palankins, denen abermals Gortschura folgte, dieser schlossen sich die Ausrufer zu Fuß an, welchen das Geschäft oblag, die Titel ihres Herrn auszurufen und, seine Großmuth preisend, Gold- und Silbermünzen unter

das Volk zu werfen. Nun erst kam der Peischwa selbst auf einem isabellfarbenen Pferde der Nedschee-zucht, — bekanntlich die edelste arabische Race. — Das herrliche Thier war mit einer Pantherdecke und goldenem, mit Edelsteinen verziertem Zaum-zeug geschmückt, hoch trug es den schönen Kopf mit den großen ausdrucksvollen Augen und tanzte mit den zierlichen Füßen unter seinem Reiter. Der Peischwa trug über einem blauseidenen Wamms einen silbernen Küraß, weite gelbseidene Bein-kleider und weiche schmiegsame Stiefel von rothem godgestickten Leder, welche einen Fuß umschlossen, um den ihn eine Dame hätte beneiden können. Der silberne Schild ruhte auf seinem Rücken, an der Seite trug er einen reich mit kostbaren Juwe-len besetzten Säbel, und über dem Küraß hing vorn anf der Brust an goldener Kette das Sonnen-symbol. Die silberne Sturmhaube war mit Perlen und mit gelb- und blauseidenen Shawls umwunden, die silberbefranzt flatternd auf den Rücken hinabfie-len, während sie über der Stirn von einer Rubin-agraffe gehalten wurden, aus der ein prächtiger Reiherstutz hervorragte. Das Aeußere dieses später so berühmten — oder wenn man will — berüch-tigten Mannes war durchaus nicht unangenehm. Er war damals dreiunddreißig Jahre alt, sein

rundes, wohlgebildetes Gesicht war ziemlich ausdrucksvoll, den vollen etwas sinnlichen Mund beschattete ein schwarzer Schnurrbart, die Nase war gerade, mit etwas geblähten Nüstern, und die dunklen, mandelförmig geschnittenen Augen mit sehr langen Wimpern würden vollkommen schön gewesen sein, wenn sie nicht in Momenten der Erregung den sanften Blick, den sie gewöhnlich zeigten, verloren und einen wilden, tigerartig glänzenden Ausdruck angenommen hätten. Das konnte man aber jetzt freilich nicht bemerken, denn er schien sehr heiter, und selbst die tiefe Falte, welche auf der breiten niedern Stirn gewöhnlich die zusammengewachsenen Augenbrauen zu trennen schien, war minder tief. Der Teint des Fürsten war nicht dunkler als der eines Südspaniers.

An seiner Seite ritt auf weißgeborenem arabischen Rosse eine in goldgelbe, silberdurchwirkte Seide gekleidete Dame, deren Haupt ein golddurchwirkter, mit Perlen umwundener Turban deckte, den ein Reiherbusch, durch eine Diamantagraffe gehalten, zierte, und von dem ein dichter silberdurchwirkter Musselinschleier herabfiel und das Gesicht der Dame vollständig verhüllte. Sie saß mit vollkommener Sicherheit zu Pferde, und alle ihre Be-

wegungen zeigten die Majestät einer Königin, entbehrten jedoch auch nicht des Reizes der Anmuth.

Es war Nurmahal Kalâo, die Lieblings- oder eigentlich einzige Frau Nena's, denn die anderen Frauen waren nur ihre Dienerinnen. Sie war nicht nur seine Gattin nach indischen Begriffen, sondern nach der Weise europäischer Frauen die Freundin ihres Gemahls, seine Vertraute in allen Unternehmungen, sie verließ ihn selbst auf Reisen niemals, und war stets an seiner Seite, wo es die Sitte nur irgend gestatten mochte.

Dem Paare folgten die übrigen Frauen in verschlossenen Palankinen, nach ihnen kamen Edelleute von Nena's Hof, und den Beschluß machte ein zahlreicher Dienertroß zu Fuß, dem wieder eine Abtheilung der Gortschura folgte.

Es war ein prächtiges Schauspiel, die Strahlen der Sonne reflectirten auf den blanken Schilden und Waffen, machten die Goldstickereien blitzen und die Juwelen in tausendfarbigem Lichte erglänzen.

Nena's eigentlicher Name ist Srinâth, von srî-natha — erhabener Herr — abgeleitet. Der Name Nena oder auch Nana ist nur ein Spitz- oder Schmeichelname, wenn man will, er erhielt

ihn in seiner Jugend in der Zenanah,*) und es ist nicht selten, daß Männer die so erhaltenen Namen fortführen. Eigentlich hat Nena im Hindostani gar keinen Sinn als Name, denn es bedeutet Großvater. Von seinem Hof und seinen Freunden wurde der Peischwa Hoheit und Maharadschah Srinâth Bahadur titulirt. Das altindische Wort mahârâja bedeutet großer König; bahadur, ein neueres Wort, heißt Schwertträger.

Nena Sahib ist der Sohn eines maharattischen Brahmanen höchster Kaste und wurde von Badschi Râo, dem Peischwa von Bithur, adoptirt. Das Adoptionsrecht — Sraddha — ist so alt als das Hindureich, und durch Religion und Herkommen gleich geheiligt. Der Adoptivsohn gilt in den Augen eines jeden Hindu genau so viel als der rechtmäßige Sohn, und Niemand bezweifelt seine Ansprüche, oder wagt gar sie anzutasten. Wie außerordentlich sich die englische Regierung durch Nichtachtung dieses geheiligten Rechtes in Indien geschadet, das haben edle Männer der englischen Nation, deren Gefühl für Recht und Ehre noch nicht in niederer Habgier untergegangen war, längst anerkannt, und selbst im Parlament

*) Frauenpalast oder Gemach — gleichbedeutend mit dem Harem der Türken.

wurden darauf bezügliche Vorstellungen angebracht, ohne jedoch etwas zu helfen.

Schon bei Lebzeiten des Badschi Râo ward Nena Sahib durch englische Hinterlist verfolgt. Der junge Mann lebte in Feindschaft mit Oberst Manson, und dieser beschuldigte ihn endlich der Fälschung eines Documents. Nena vertheidigte sich energisch und klagte seinerseits Oberst Manson der Verleumdung an. Trotz aller aufgewendeten Mühe, trotz aller Advocatenkniffe und Ränke gelang es Manson doch nicht, seine Anklage zu beweisen, und Nena ward freigesprochen. Als aber dieser nunmehr die Bestrafung des Verleumders verlangte, ward er abgewiesen.

Diese Stelle ist ganz geeignet, ein paar Worte über die Rechtspflege in Indien einzuschalten.

Ermordet ein Engländer in Indien einen Eingeborenen, oder fügt er ihm eine grobe Beleidigung zu, so finden die Verwandten des Ermordeten, oder der Beleidigte nur dann Recht, wenn sie sich an den obersten Gerichtshof in Calcutta wenden, vor dem allein dergleichen Anklagen verhandelt werden, dort kann ihnen vielleicht Recht werden. Aber wie viele Eingeborene besitzen in dem ungeheuern Reiche die Mittel, sich dorthin zu

wenden? Ist solches Gesetz nicht gleichbedeutend mit Vorenthaltung der Gerechtigkeit? Betrachtet man besonders den Gegensatz dazu, so findet man solche Vermuthung noch mehr gerechtfertigt. Denn wenn ein Eingeborener einen Engländer erschlägt oder beleidigt, so kann der Missethäter sofort vor den am Platze befindlichen Gerichtshof gebracht und gerichtet werden, und dann ist ihm in jedem Falle die Verurtheilung gewiß, er müßte denn sehr viel Geld besitzen, um den Magistrat bestechen zu können.

So sind die Criminalgerichtshöfe, statt Sitze der gerechten Unparteilichkeit zu sein, wo jeder Beschädigte Zuflucht und Hilfe findet, die Furcht und der Schrecken des Volkes geworden, und dienen als Werkzeuge der Rache und Verfolgung, Niemand hat Vertrauen zu ihnen. Ein Officier vom elften Madrasregimente durchbohrte wegen eines kleinen Versehens seinen Stubenkehrer mit einer Lanze, zwei Monate Arrest waren die ganze Strafe für den Mord. Ein anderer peitschte seinen Diener, bis dieser starb, und der Mörder erhielt gar keine Strafe. Ja, es wurden Tausende von Hindus durch Officiere oder auf deren Befehl zu Tode gepeitscht oder erschossen, ohne daß die Mörder je die äußerste Strafe getroffen hätte.

Später bewarb sich Nena Sahib, da ihm die Unthätigkeit lästig wurde, durch seinen Vater um den Befehlshaberposten in der Reiterei des Vasallenfürsten von Gwalior, allein der Scindia mußte das Gesuch auf Verlangen der englischen Regierung abschlagen.

Badschi Râo starb, und Nena präsentirte zur geeigneten Zeit dessen in Maharattî und in englischer Sprache verfaßtes Testament, und beanspruchte kraft dessen als Haupterbe seines Vaters den größten Theil des väterlichen Erbes, den Peischwatitel und die seinem Vater gezahlte Pension.

Wenn Recht Recht bleiben sollte, mußte das Verlangte ihm werden. Vergebens, die Regierung erkannte seine Rechte als Adoptivsohn nicht an, verweigerte ihm Titel und Pension, erklärte, auf jene frühere Anklage Oberst Monson's fußend, wegen der Nena ausdrücklich freigesprochen worden, auch das Testament gefälscht, und zwang Nena, mit seinen Brüdern in gleiche Theile zu gehen.

Nena fügte sich willig dem Letzteren, reclamirte aber wiederholt wegen des Titels und der Pension in England, und sendete endlich seinen Bruder Balla Sahib selbst mit Vorstellungen an

das Parlament. Dieser fand aber auch dort kein Recht; schöne Worte und Versprechungen in das Blaue hinein waren Alles, was er von dem gepriesenen Gerechtigkeitssinn des englischen Parlamentes zu erlangen vermochte.

Mit dem Allen war es aber noch nicht genug, Nena sollte noch weitere Erfahrungen machen. Als Verwandter der Begum Somroo, deren romantische Geschichte wir früher mitgetheilt, war Nena erbberechtigt, als deren Stiefsohn Dey-Sommer in England in angeblichem Wahnsinn gestorben war. Diesen Anspruch konnte Niemand läugnen, und auf sein Theil kam die niedliche Summe von vier Millionen Pfd. St., aber auch dessen sollte er sich nicht erfreuen, die englischen Advocaten zogen das Vermögen, aufgemuntert von Lady Sommer, in ihr Bereich, processirten und disputirten es auf die skandalöseste Weise hinweg, und der Theil, welchen man endlich gezwungen war ihm zu lassen, vierzig Lak — vier Millionen Rupien, wurde in Lord Dalhousie's inconvertiblen Staatspapieren angelegt, und auf solche Weise dem rechtmäßigen Eigenthümer verkümmert.

Trotz dem Allen galt dieser Mann, der doch wahrlich Ursache genug hatte, die Engländer zu

hassen, als deren Freund, ja sie glaubten fest an seine Freundschaft, und indem sie ihm das Recht auf den Peischwatitel absprachen, erkannten sie doch seinen Fürstenrang dadurch an, daß sie ihm erlaubten, in seiner Residenz zu Bithur sich eine Gortschura mit Artillerie zu halten.

Nena Sahib hatte noch am Tage seines Einzugs dem Residenten von Delhi, Mr. Fraser, seinen Besuch gemacht, und die reichen Geschenke, welche er mitgebracht, seine zuvorkommende Artigkeit, sowie sein ganzes gentlemännisches Wesen waren ihm zu einem sehr zuvorkommenden Empfang von Seiten des Residenten behilflich gewesen.

Nachdem er vom Könige im feierlichen Derbar*) empfangen worden und auch dessen Wohlwollen durch den Zauber seiner Person und seiner prächtigen Geschenke erworben hatte, knüpften sich an seinen Aufenthalt am Hofe zu Delhi eine Reihe der glänzendsten Feste, an welchen die Elite der englischen Gesellschaft von Delhi und die vornehmsten Eingeborenen Theil nahmen.

Unter den ersteren war auch Arabella mit Mr. Sauteur und dessen anerkanntem und bereits

*) Audienz.

als solchen überall präsentirtem Neffen Mr. Strasser, sowie dessen Freunde Mr. Löwenheim.

Mr. Sauteur, der den Peischwa von Bithur bereits von früher her kannte, stellte diesem die beiden jungen Deutschen vor. Freundlich und zuvorkommend wie immer nahm der Peischwa sie auf und präsentirte ihnen in dem Obersten seiner Gortschura, einem großen, hübschen Manne mit dunklem Teint und blitzenden schwarzen Augen, einen Landsmann. Leopold von Sarden, von Geburt ein Baier, war nach allerhand abenteuerlichen Schicksalen, seiner Neigung für den Kriegerstand folgend, in das englische Heer getreten, hatte bei Sebastopol gekämpft, und fand, als er nach England zurückkehrte, seine Braut, die sich als Gesellschafterin in einer hohen englischen Familie aufgehalten, im Hospital und sterbend wieder. Ehe sie starb, erfuhr Sarden die Geschichte ihrer letzten Vergangenheit. Mit Hilfe eines Schlaftrunkes von dem Sohne des Hauses entehrt, und später, als sie sich bei der Mutter des Elenden beklagte, mitten in der Nacht auf die Straße geworfen, war sie hilflos umhergeirrt, hatte endlich Zuflucht in einer elenden Spelunke gefunden, und war, nachdem sie Alles verkauft, was sie besessen, krank in das Hospital aufge-

nommen worden. Allein die Hilfe war zu spät gekommen, sie starb — an Entkräftung, sagte das ärztliche Zeugniß, nur hatte der gelehrte Aussteller desselben den Zusatz vergessen: in Folge des Hungers, denn Anna Derwend war buchstäblich verhungert, ohne Arbeit, zum Betteln zu stolz, zum Stehlen zu ehrlich, war sie dem Mangel erlegen. Leopold von Sarden begrub seine Braut und forderte von Lord Morvad Satisfaction. Der edle Lord lachte ihm in das Gesicht und sagte, er schlage sich um einer Dirne willen und mit einem deutschen Abenteurer nicht. Sarden schlug den Beleidiger zu Boden und entfernte sich von dem Orte, wo er mit ihm zusammengetroffen. Der Lord fürchtete den Deutschen und erkaufte Meuchelmörder, denen Sarden zweimal nur mit Mühe entging. Durch des Lord Machinationen aus dem Heere entlassen, war er gänzlich frei; ein dritter Mordversuch, dem er beinahe erlegen wäre, rieth ihm endlich, ein Land zu verlassen, wo ein Fremder vergebens Recht sucht, wenn sein Gegner die begangenen Verbrechen mit dem Mantel eines hohen Namens zu verdecken vermag. Das Herz erfüllt von Haß gegen England, ging er nach Indien. Bei einer Anwesenheit Nena Sahib's in England hatte er dessen

Bekanntschaft gemacht, und war von diesem, dem der junge Mann gefallen hatte, eingeladen worden, ihn nach Indien zu begleiten, aber Sarden hatte das Anerbieten damals ausgeschlagen.

Jetzt erinnerte er sich jener Aufforderung, und der vielen Ursachen gedenkend, die der Peischwa zum Haß gegen England habe, bot er ihm seine Dienste an. Sie wurden angenommen und Sarden zum Obersten der Gortschura ernannt. Noch war Sarden nicht lange im Dienst des Peischwa, als er es auch, getäuscht durch die scheinbare Freundschaft des Fürsten gegen die Engländer, bitter bereute, in seinen Dienst getreten zu sein. Offen wie er war, verhehlte er Nena seine Gefühle nicht, als ihn dieser einst wohlwollend fragte, wie es ihm in seinem Dienste gefalle. Der Fürst lächelte, bat aber den Obersten um Angabe des Grundes seines Hasses gegen England.

Sarden hatte nie einen aufmerksameren Zuhörer gehabt, und sprach sich, als ihm sein erlittener Verlust und die blutige Beschimpfung, welche er ungerächt erlitten, wieder einmal recht lebendig vor die Seele trat, in solche Wuth hinein, daß er den ersten besten Engländer, der ihm in den Wurf gekommen wäre, mit seinen Händen hätte erwürgen können. Nena nickte zufrieden und zog Sar-

den näher zu sich, lange und eifrig, aber leise zu ihm sprechend. Damals hatte sich das wuth- und zornverzerrte Gesicht des Obersten geglättet, und bald sprach aus seinen Augen, ja aus jedem Zuge seines Gesichts ein wilder Triumph.

Von jener Stunde an beklagte er sich niemals mehr über seine Stellung. Unter den Engländern war er nicht beliebt und galt als finster und verschlossen, denn er war eine zu ehrliche, offene und im Grunde edle Natur, um da, wo er Haß empfand, Freundschaft zu heucheln, und half sich eben nur mit der kalten Höflichkeit eines gebildeten Mannes über die Klippe der Verstellung hinweg. Seine Leute liebten und vertraueten ihm, und Frank wie Felix fanden bei ihm die zuvorkommendste Aufnahme. Es that dem Obersten gar wohl, seine fast verlernte Muttersprache wieder einmal sprechen und sich ganz geben zu können, wie er war. Denn trotz des Vertrauens, mit welchem ihm der Peischwa behandelte, konnte er doch keine Freundschaft für einen Mann fühlen, dessen Hinterlist und Verstellung so groß war.

Unter anderen Festlichkeiten sollten auch im Dauri-Sauri Thierkämpfe zu Ehren Nena's stattfinden. Der alte König von Delhi liebte diese Art

Unterhaltung sehr, und hatte zahlreiche Einladungen ergehen lassen.

Der Tag war da, und die Zuschauer bereits versammelt. Der zu diesen Kämpfen bestimmte Hof war mit Blumen geschmückt, und die reich vergoldete Galerie, welche ihn auf drei Seiten in der Höhe einer Etage umgab, mit reichen Kachemirteppichen behangen. Zum Schutz gegen die Sonne war ein seidenes Schutzdach darüber gespannt, über das sich in geringen Zwischenräumen flatternde Banner und Fahnen erhoben. Das Sopha des Königs war mit Scharlach und Goldbrocat bedeckt, zu beiden Seiten desselben erhoben sich ähnliche Ehrensitze für den Peischwa und Mr. Fraser, den Residenten. Auf Seite des Peischwa schlossen sich die Sitze der indischen Frauen an, welche verschleiert dem willkommenen Schauspiel beiwohnten, während sich auf der Seite Mr. Fraser's die Sitze der englischen Damen befanden. Hinter den Plätzen des Königs, des Peischwa und Mr. Fraser's standen die indischen Herren, und hinter den englischen Damen die Engländer.

Es war ein unbeschreiblich prächtiger Anblick, und wohl selten wird man an einem Punkte der Erde einen solchen Reichthum beisammen sehen, wie hier — es müßte denn an dem englischen

Hofe sein, wo jetzt die erbeuteten Juwelen indischer Frauen auf weißen Schultern und Busen erglänzen.

Der König trug eine Art Krone von kostbarer Arbeit und mit Juwelen förmlich bedeckt, seine Söhne und sein Hof glänzten ebenfalls von Edelsteinen.

Der Peischwa von Bithur trug ein silbernes Panzerhemd, das sich um Brust und Arme wie seidnes Tricot anschmiegte, sein Wamms und die weiten Beinkleider waren aus einem chinesischen Seidenzeuge, das bei jeder Bewegung wie Gold und Silber schimmerte. Um den Hals trug er eine dreifache Schnur sehr großer orientalischer Perlen, die bis zur Mitte der Brust herabhingen, wo sie durch das mit Brillanten besetzte Sonnensymbol zusammengehalten wurden, den Reiherbusch des weißen, mit Gold durchwirkten Turbans hielt eine Brillantagraffe von der Größe eines kleinen Handtellers fest, die ihre strahlenden Blitze nach allen Seiten hinwarf.

Die indischen Frauen hatten ebenfalls ihren ganzen Schmuck angelegt, und funkelten bei jeder Bewegung, und die Engländerinnen waren nicht minder en grande parure, um nicht hinter ihren indischen Rivalinnen zurückzubleiben. Hinter

ihnen schimmerten die Uniformen der Officiere und hohen Beamten, zwischen denen sich die schwarzen Fracks der Civilisten seltsam genug ausnahmen.

Mrs. Fraser, die Gemahlin des Residenten, glänzte in Purpur mit Gold, und trug ein Diadem großer Diamanten im Haar. Einfacher waren ihre Töchter gekleidet, aus deren Mitte Miß Freemont wie ein Stern hervorleuchtete. Sie trug himmelblauen, mit Silber durchwirkten Atlas, und dazu einen Schmuck von Rosa-Rubinen. Das breite Diadem erhob sich über der weißen Stirn wie eine strahlende Krone, und verschwand dann zwischen den reichen Locken des Hinterkopfes, über die ein weißer mit Silber gestickter Schleier nach Art einer spanischen Mantilla herniederfiel, das schöne Mädchen wie eine silberne Wolke umgebend.

Felix vermochte fast seine Augen nicht von ihr abzuwenden, und Mr. Sauteur, der in der Oberstenuniform der Nativcavallerie neben ihm stand, würde heute vollständig über die Gefühle seines Neffen in's Klare gekommen sein, wenn dies nicht schon längst der Fall gewesen.

Frank dagegen hatte seine ganze Aufmerksamkeit auf zwei indische Damen gerichtet, die dicht neben Zimut Mahal, der Padschah Begum von

Delhi saßen und eifrig mit einander flüsterten. Die kleinere trug eine Rose in der von Juwelen funkelnden Hand, und eine künstliche Rose natürlicher Größe von Rubinen verschiedener Schattirungen zierte ihren Turban. Die beiden Damen waren Nurjesan die Rose von Delhi, und Nurmahal Kalâo. Ein leichtes, in Folge der Ermüdung der weiten Reise eingetretenes Unwohlsein hatte die Gattin des Peischwa bis jetzt verhindert, den Festen beizuwohnen, und so war ihrer Freundin jede Gelegenheit benommen gewesen, ihr den Geliebten zu zeigen. Die Begum war überhaupt weit davon entfernt, die Liebe ihrer Freundin zu billigen, und wollte durchaus nichts davon wissen, ihre Hand zu einer ewigen Vereinigung der Liebenden zu leihen. Als sie aber Frank sah, begriff sie schon weit besser die Möglichkeit, sich in ihn zu verlieben, und der Gluthblick, mit welchem er, wenn er sich unbeachtet glauben durfte, zu Nurjesan hinüberschaute, ließ der Begum keinen Zweifel mehr, daß ihre Freundin auch wirklich geliebt sei, während die feste, edle Männlichkeit, der offene, ritterliche Charakter, welcher sich auf seinen ausdrucksvollen Zügen malte, auch ihr das Vertrauen einflößte, welches Frank gewöhnlich überall erregte.

— — — — — — — — — — —

Der Kampf sollte mit zwei Tigern beginnen. Kaschrî, ein besonderer Liebling des Königs und schon oft Sieger in der Arena, sollte seine Kräfte gegen Bukschân, einem erst vor Kurzem gefangenen Thiere von enormer Größe, versuchen. Die Käfige der beiden Thiere waren an die durch Pallisaden geschlossene Seite des Hofes gesetzt worden, welche dem Sitze des Königs gerade gegenüber war. Die Tiger gingen in denselben auf und ab, sich gegenseitig mit grimmigen Blicken messend und sich knurrend die Zähne weisend. Noch zögerte man, um die Thiere, welche zwei Tage lang weder Futter noch Trank erhalten, noch mehr zu reizen.

Endlich erhob der König den Arm und winkte mit einem Tuche, das er in der Hand hielt.

Die Bambusstäbe der Käfige hoben sich, und die Thüren wurden zu gleicher Zeit geöffnet. Bukschân sprang mit einem weiten Satze brüllend bis in die Mitte der Arena, dort blieb er stehen und peitschte seine Seiten mit dem Schweife.

Kaschrî war weniger schnell, er ging langsam vorwärts, bis er etwa fünfzig Schritt von seinem Gegner entfernt stehen blieb. Beide Thiere beobachteten sich mit weit geöffneten Rachen und wedelnden Schweifen. Von Neuem bewegte sich

Kaschrî vorwärts, da duckte sich Bukschân wie zum Sprunge, nieder, aber das störte Kaschrî nicht, der sich leise und vorsichtig in weitem Bogen auf den Gegner zu bewegte. Während er so weiter schlich, bewegte sich der lange Rücken, und das schöne Fell erglänzte bald vorwärts, bald rückwärts. Wie sammtig und weich, wie harmlos sah das prächtige Thier aus! Plötzlich erhob sich Bukschân und beschrieb einen Bogen nach der andern Seite, jenem entgegen. Die tiefste Stille herrschte rings umher, Aller Augen waren auf die Tiger gerichtet, und jedes Herz klopfte in schnelleren Schlägen.

Der Peischwa von Bithur war in diesem Augenblicke jedenfalls ein nicht minder sehenswerthes Schauspiel, als die beiden Tiger, und wer ihn angeblickt hätte, würde überrascht gewesen sein über die wunderbare Veränderung, welche mit dem ruhigen, trägen Manne vorgegangen war. Er saß vorgebeugt, das gewöhnlich sehr blasse Gesicht war tief geröthet, der volle Mund zeigte geöffnet die weißen schimmernden Zähne, die Nasenflügel waren erweitert und zitterten, und aus den gewöhnlich matten sanften Augen brachen Blicke von unerträglichem Glanze und furchtbarer Wildheit, die bebenden Hände öffneten

und schlossen sich wechselsweise um den juwelenbesetzten Griff des Säbels, den er auf dem Schooße liegen hatte. Dem Menschenkenner wäre bei diesem Anblick kein Zweifel geblieben, daß in der Brust dieses Mannes ein Tiger schlummerte, schlimmer als die Bestien da unten, die sich immer mehr einander näherten.

Plötzlich machte Kaschrî einen Sprung. Völlig unerwartet und unvorbereitet schien er gleichsam durch einen Blitz in die Luft geschleudert worden zu sein. Allein der Gegner war zu vorsichtig, um sich überraschen zu lassen, eine leichte Wendung, und Kaschrî fiel, statt auf seinen Rücken, neben ihn nieder; aber ehe er sich aufraffen konnte, saß Bukschân auf ihm, die furchtbaren Krallen gruben sich tief in seinen Nacken, und der ungeheure Rachen schnappte nach seiner Kehle.

Aber Kaschrî sprang empor, schleppte den Feind ein Stück mit sich fort, und schüttelte ihn endlich ab. Er war frei, doch sein Hals und seine Schultern trieften von Blut.

„Schabasch! *) Kaschrî! tamascha!“ **) schrie der König seinem Liebling zu, und klatschte in die Hände. „Was meinen Sie, Excellenz,“ wen-

*) Sehr gut.

**) Sehr schön.

dete er sich zu dem Residenten, — „ist nicht mein Kaschrî ein braves Thier? Ich gehe jede Wette ein, daß er Sieger bleibt.“

„Majestät haben ganz recht, auch ich bin dieser Meinung, und bereit, hundert Pfund für Kaschrî zu wetten,“ entgegnete der Resident sich leicht verbeugend.

„Ich wette tausend gegen hundert, daß Bukschân gewinnt!“ — rief eifrig der Peischwa, jedoch ohne seine Augen von den Thieren abzuwenden.

„Angenommen, angenommen!“ schrie der alte König, in seinem Eifer für die Ehre seines Lieblings und vor Freude über den schon als sein betrachteten Gewinn gänzlich seine sonst beobachtete Gravität vergessend.

„Ich nehme ebenfalls die Wette an, Mahathma,*) wenn es Ihnen beliebt.“

„Es gilt, Excellenz. Also zweimal hundert gegen zweimal tausend Pfund!“ rief der Peischwa, und ein Lächeln flog über sein Gesicht.

Während dieses kurzen Gesprächs hatten sich die Tiger ruhig gegenüber gestanden und beobachteten sich. Das glänzende Fell zuckte förmlich

*) Sir.

vor Aufregung, und wüthend peitschten sie ihre Seiten mit dem Schweife, als wenn sie sich selbst anspornen wollten zu neuem Kampfe. So nahe standen sie sich, daß sie endlich zu gleicher Zeit ihre Krallen nach einander ausstreckten und sich am Halse zu packen versuchten. So zogen sie sich herüber und hinüber unter wüthendem Geknurr, und standen endlich aufrecht gegen einander wie zwei spielende Hunde, nur daß dies Spiel blutiger Ernst war und mit der Niederlage des einen enden mußte. Blut troff von ihnen nieder, aber sie wichen und wankten nicht; da endlich warf eine blitzschnelle Bewegung Kaschrî's seinen Gegner nieder. Bukschân lag unter ihm und schien verloren. Allein trotzdem, daß Kaschrî's Hinterkrallen sich tief in seinen Leib gruben, ließ er die einmal gefaßte Kehle seines Gegners nicht los, und versetzte ihm mit der einen Vordertatze einen fürchterlichen Schlag über das Gesicht, und seine Krallen rissen ein Auge heraus.

Kaschrî brüllte im wüthendsten Schmerz und ließ von ihm ab, auf Flucht denkend. Vergeblich, Bukschân hielt fest, ließ sich fortschleifen, und sprang endlich, seinen Vortheil absehend, empor, den Feind unter sich werfend und dessen Kehle mit noch tieferem Bisse packend. Kaschrî strengte

nun umsonst alle seine Kräfte an und zerriß das Fell des Feindes mit seinen Krallen, indem er wüthend um sich schlug. Er verlor viel Blut, seine Kräfte schwanden sichtlich, und seine Bewegungen wurden schwächer und schwächer.

„Kaschrî ist besiegt!" rief triumphirend der Peischwa, indem er seiner Gemahlin zunickte und dann einen höhnischen Blick auf den Residenten warf.

„Kaschrî ist besiegt!" murmelten verdrießlich der König und der Resident, und „Kaschrî ist geschlagen!" tönte es ringsum in englischer und hindostanischer Sprache.

Auf den Wink des Königs ward Bukschân mit glühenden Eisenstäben von seinem besiegten Gegner weggetrieben. Kaschrî erhob sich wankend, um sich in seinen Käfig zu flüchten, in dessen hinterste Ecke er sich furchtsam niederkauerte. Eine breite Blutspur bezeichnete den Weg, den er genommen.

Bukschân schüttelte sich, leckte seine bluttriefenden Tatzen, blickte zur Galerie empor, stieß ein triumphirendes Gebrüll, aus und schritt stolz, mit der ganzen Miene eines siegreichen Helden, nach seinem Käfig. Die zerrissenen Schultern und das

Blut, das von ihm herabströmte, bewiesen, daß sein Sieg kein leichter gewesen.

Während die Käfige fortgeschafft, und die Arena für den Elephantenkampf, welcher folgen sollte, eingerichtet wurde, erfrischte sich die vornehme englische Gesellschaft an den herumgereichten kühlenden Getränken und köstlichen indischen Confitüren. Die Bekenner Mohamed's unter den Hindus leisteten ihnen darin Gesellschaft, aber die Anbeter der Trimurti essen oder trinken niemals in Gegenwart Fremder, denn schon der Blick jener, welcher auf das Getränk und die Speise fällt, macht diese unrein. Der Peischwa war zwar durchaus nicht so scrupulös, wenn er sich in Gesellschaft von Engländern befand, allein hier, wo ihn so viele Augen der Bekenner seiner Religion beobachteten, fügte auch er sich deren Vorschriften.

Frank sah plötzlich Djéhan vor sich, der ihm eine Platte mit Confitüren und Früchten präsentirte. „Nimm den großen mittleren Pfirsich, Sahib, und sei vorsichtig beim Oeffnen," flüsterte er; „sieh mich nicht an und bewache jede Deiner Mienen. Die Rose läßt Dich bitten, ihr weniger Aufmerksamkeit zu schenken. Der Prinz Mirza Mogul beobachtet Alles."

Frank wählte scheinbar unter den Früchten, während Djéhan zu ihm sprach, und nahm endlich die bezeichnete Frucht, welche er sofort zu verspeisen begann; dabei wußte er geschickt das statt des Kernes darin verborgene Papier in der hohlen Hand zu verbergen. Selbst der argwöhnischste Beobachter würde davon nichts bemerkt haben. — —

Auf den Kampfplatz traten nun von verschiedenen Seiten zwei große männliche Elephanten. Sie hatten sich kaum erblickt, als sie trompetend aufeinander losrannten.

Die Mahouds verließen den Nacken ihrer Thiere und rutschten, an den Riemen sich festhaltend, bis zum Schwanze, wo sie sich festklammerten, denn Herabfallen ist während des Kampfes sicherer Tod.

Die Rüssel in die Höhe gehoben, um sie vor Beschädigung zu sichern, begannen sie den Kampf. Bald krachten die Köpfe der gewaltigen Thiere mit lautem Tone zusammen. Nun folgte Stoß auf Stoß, die Zähne trafen knirschend aufeinander, die Rücken ebneten und krümmten sich wechselsweise, und die Mahouds vermehrten die Wuth ihrer Thiere, indem sie diese mit der Stimme und mit dem Stachelstocke antrieben. Endlich begann

der eine zu erlahmen, er wich zurück, wendete sich zur Seite und gedachte zu entfliehen, sein Mahoud trieb ihn vergebens an, indem er wie ein Wüthender schrie und mit dem Stocke auf ihn losstach, noch eine Seitenbewegung machte er und — stürzte zu Boden. — Der Sieger hatte ihm die Zähne tief in die Seite gerannt. Der Mahoud schwebte in höchster Gefahr; zwar war er mit einem weiten Satze aus der unmittelbaren Nähe des wüthenden Siegers gelangt, doch dieser, der seine Zähne schnell von dem Fallenden zurückgezogen hatte und auf diese Weise klug der Gefahr, mit niedergerissen zu werden, entgangen war, hatte ihn bereits erblickt und rannte nun, trotz der Bemühungen seines Mahouds, ihn nach der andern Seite zu lenken, stracks auf ihn zu. Erreichte er ihn, so war der Arme verloren. Es war ein Augenblick der höchsten Spannung. Der Elephant kam näher, er streckte bereits den Rüssel aus und — im letzten Augenblicke erreichte der Mahoud mit einem verzweifelten Sprunge die geöffnete Pforte, sie schloß sich blitzschnell schützend hinter ihm, und des Verfolgers Stirn stieß vergeblich gegen die starken Bambusstämme der Palisaden.

Die Röthe kehrte auf die erbleichten Wangen

der Damen, das Lächeln auf ihre Lippen zurück, und ein tiefer Seufzer froher Befriedigung hob die angstgepreßten Busen.

„Majestät haben heute kein Glück!" wendete sich der Resident im Tone des Bedauerns an den König, denn Cholo, der gefallene Elephant, war ebenfalls ein Liebling des Königs und in zwanzig Kämpfen Sieger geblieben, bis er denn heute den seinen gefunden hatte.

Der König schnitt ein sehr verdrießliches Gesicht und versetzte: „Ich hätte es voraussehen sollen. Dieser Gumru ist ein furchtbarer Bursche, dem so leicht keiner meiner Elephanten gewachsen sein dürfte. Ich wüßte nur einen, der mit ihm fertig werden könnte; wäre Mayolo noch mein, dann sollte dieser Gumru es büßen, mir Cholo getödtet zu haben."

„Mayolo sagen Eure Majestät?" fragte Mrs. Fraser. „Ist das der große graue Elephant Miß Freemont's?"

„So ist es, Mylady. Ich schenkte ihn einst dem General Freemont. Besäße ich das Thier noch, so würde ich den Rhinoceroskampf wegfallen und statt dessen Gumru mit Mayolo kämpfen lassen."

„O, das Vergnügen können wir schon haben,"

rief eifrig der Resident, der die Elephantenkämpfe sehr liebte, und fügte, zu Arabella gewendet, hinzu: „Miß Freemont, Seine Majestät sagt mir, daß Mayolo, Ihr Elephant, ein so mächtiger Kämpfer sei, daß er spielend diesen fürchterlichen Gumru überwinden würde. Sind Sie auch dieser Meinung?"

„O ja, nach dem, was mir mein Vater von Mayolo's früheren Kämpfen erzählt, bin ich davon überzeugt."

„Wollen Sie uns dann nicht das Vergnügen machen, ihn als Sieger bewundern zu können?"

„Ich bedauere, Mr. Fraser, daß ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann, ich liebe das Thier zu sehr, und außerdem ist sein jetziger Mahoud nicht an die Kämpfe gewöhnt."

„Aber ich bitte Sie, Miß Freemont, ist das nicht eine übertriebene Aengstlichkeit? Lassen Sie ihn holen, ich bitte darum."

„Aber er ist dazu nicht vorbereitet worden."

„O, ich erinnere mich noch sehr gut, daß Mayolo nie der Reizmittel bedurfte; er kämpft, wo er einen Gegner findet, und wo man es ihm befiehlt," bemerkte der König, der vor Begierde brannte, Cholo gerächt und Mayolo, seinen einst=

maligen Liebling, von Neuem in der Arena zu sehen.

„Wohl!" versetzte Arabella, sich leicht verbeugend, „ich werde die Wünsche Seiner Majestät und die Ihren, Excellenz, zu erfüllen suchen, vorausgesetzt freilig, daß John Irân, der Mahoud Mayolo's, in den Kampf willigt. — Papa, willst Du die Güte haben, die nöthigen Befehle zu ertheilen?" fügte Sie gegen Mr. Sauteur gewendet hinzu.

„Aber das ist drollig, Miß Freemont, thuen alle Ihre Diener nur das, was ihnen selbst beliebt?" rief lachend Mrs. Fraser.

„Nein" entgegnete ruhig Arabella. „Meine Befehle müssen buchstäblich erfüllt werden, und keine Reclamation gilt dagegen."

„Nun also, befehlen Sie dem Mahoud den Kampf, und die Sache ist abgemacht."

„Nein, das werde ich niemals thun, denn ich gebiete nur über die Dienste, aber nicht über das Leben meiner Diener."

„Pah! was ist an dem Leben eines solchen Niggers gelegen!" rief, unvorsichtig die Maxime aussprechend, welche sie von ihrer englischen Umgebung täglich hörte, ein vorlauter englischer Backfisch.

Der König hatte diese Bemerkung gehört, denn sie war laut genug gesprochen; ein Blitz fuhr aus

seinen Augen auf die herzlose Sprecherin, aber im nächsten Augenblicke wendete er sich scheinbar gleichgiltig ab.

Dem Peischwa von Bithur war die Bemerkung ebenfalls nicht entgangen, aber er wendete nicht einmal den Kopf nach der Sprecherin, nur schwebte um seine Lippen ein Lächeln, das Jeder, der es beachtet, Unheil verkündend genannt hätte.

Arabella nahm den hingeworfnen Handschuh auf, und sagte ziemlich schneidend: „Sie irren sich, Miß Sheele, ich habe keine Nigger unter meinen Leuten, sondern nur freie Menschen, die Nachkommen der früheren Eigenthümer des Landes, auf dem wir wandeln; Menschen, von Gott mit gleichem Geiste begabt, wie Er ihn uns geschenkt, und deren Leben folglich genau so viel werth ist, als das Ihre oder das meine.“

Ein Murmeln ging durch die Reihen der Damen und der Herren. Mr. Fraser schüttelte bedenklich den Kopf, und von allen Seiten trafen tadelnde Blicke das Mädchen, welches eine solche Behauptung wagte.

Arabella stand auf, ließ einen stolzen Blick über die Versammlung gleiten, und sprach, Felix herbeiwinkend: „Ich bitte um Ihren Arm, Mr.

Strasser, ich muß selbst mit dem Mahoud sprechen, ehe er den Kampf aufnimmt."

„Ei, Miß Freemont, Sie sind ja ausnehmend besorgt um das kostbare Leben dieses Dieners," sprach laut eine ältere Dame, mit einer Betonung der Worte, die den darunter verborgenen Sinn nur zu deutlich machte.

Arabella hatte bereits ihre Fingerspitzen auf Felix' Arm gelegt, sich zum Gehen angeschickt, jetzt wendete sie sich noch einmal zurück. Sie war tief erröthet, und ihre Augen belebte das Feuer des Zorns, aber sie sagte mit vollkommen kalter Ruhe: „Ja, in der That Mrs. Derword, dies Leben ist mir wirklich kostbar, ja, ich liebe diesen Diener sogar. Sie wissen vielleicht nicht, daß John Irân der Sohn meiner Amme und mein Jugendgespiele ist. Seine Mutter war die Frau des früheren Mahoud Mayolo's, und ich habe oft mit Irân, der nur wenige Jahre älter ist als ich, vor und unter den gewaltigen Füßen des edlen Thieres gespielt. Mayolo bewachte meine Schritte und half mir sanft mit seinem Rüssel auf, wenn ich gefallen war. Sehen Sie, Mrs. Derword, es ist eine große Schwachheit von mir, die Sie sich wohl nicht zu Schulden kommen ließen, mit Liebe an meinen Kindheitserinnerungen zu hängen und

treue Anhänglichkeit mit meiner Zuneigung zu vergelten."

Nach dieser Antwort, die, man muß es gestehen, eben so impertinent war, als die Beleidigung unverschämt gewesen, verließ Arabella, auf Felix gestützt, die Galerie, um in den Hof hinab zu steigen, der von dem todten Elephanten und dem Sieger gesäubert war.

Ihr folgten tadelnde Bemerkungen, höhnisches Lächeln; und nicht eine dieser englischen Damen nahm die Partie des wohl allzu freimüthigen, aber edlen Mädchens.

Mr. Fraser blickte finster vor sich hin. Was hatte er hören müssen! Diese Hindus, diese armen getretenen, vernachlässigten und geknechteten Geschöpfe sollte derselbe Geist beseelen wie ihre weißen Herren! Es war unerhört!

Während Arabella hinabgestiegen, war John Irân mit seinem Thiere in der Arena erschienen, vollständig willig und bereit zu kämpfen.

Von Felix und Mr. Sauteur, dessen Arm sie nun genommen, begleitet, trat Arabella auf den Elephanten zu, der sie nicht sobald erblickt hatte, als er auf sie zugelaufen kam und ihr den Rüssel entgegenstreckte, um sich liebkosen zu lassen. Nachdem dies nach seinem Wunsche geschehen war,

suchte er ihre Kleidtasche, um sie sans façon mit dem Rüssel zu beschnuppern. Sein feiner Geruch sagte ihm bald, daß diesmal nicht die gewohnte Leckerei darin enthalten sei, und er schüttelte sehr ernsthaft den Kopf, um seine Verwunderung über solche Vernachlässigung auszudrücken.

„Sprich, John," sagte Arabella zu dem jungen Mahoud, „Du bist also wirklich entschlossen, das gefährliche Wagstück zu unternehmen?"

„Ja, Miß Freemont," entgegnete er respectvoll. „Ueberdies habe ich ja nichts zu fürchten, denn Mayolo wird während der langen Ruhe seine Kräfte nicht verloren haben und seinen Ruf rechtfertigen."

„Aber Du, John! Wenn Du herabfällst, Du hast noch niemals einen solchen Kampf mitgemacht."

„Aber oft genug gesehen, Miß Freemont. Nein, ich müßte mich ja schämen, wenn ich der Aufforderung ausweichen und Mayolo die Gelegenheit nehmen wollte, seinen alten Ruhm aufzufrischen."

„Nun denn, wie Du willst, John. Aber sei vorsichtig, und Gott möge Dich schützen!" Trotzdem, daß sie wußte, wie viele Augen auf ihr ruhten, und welche hämischen Bemerkungen ihrer Handlung folgen würden, streckte Arabella die

Hand nach dem Mahoud aus, die dieser, sich weit herabneigend, ehrfurchtsvoll küßte.

„Nun, Mayolo, mein gutes Thier, sei tapfer und kehre als Sieger zurück, dann sollst Du Kuchen und Rum haben,“ sagte sie zu dem Elephanten, seinen Rüssel streichelnd. Mayolo schien sie zu verstehen, denn er nickte sehr ernsthaft ein paar Mal mit dem Kopfe, streckte dann den Rüssel aus, und trompetete gewaltig herausfordernd.

Trotz ihrer Aengstlichkeit mußte Arabella lachen, und verließ mit ihren Begleitern die Arena.

„Du hast sehr unklug gehandelt, Arabella, daß Du John Deine Hand zum Kusse reichtest,“ bemerkte Mr. Sauteur, als sie die Treppe einer Terrasse emporstiegen, die in halber Höhe der Gallerie zur Seite gelegen war, und die Arabella gewählt hatte, um dem Kampfe zuzusehen und ihm zugleich näher zu sein.

Sehr unbefangen fragte sie: „Warum, Papa?“

„Weil Du dadurch die Verleumdung herausforderst! In diesem Augenblicke beschäftigen sich die Lästermäuler da oben mit dem vertrauten Verhältniß, welches zwischen der stolzen Miß Freemont und ihrem Diener stattfindet.“

„Möglich,“ entgegnete sie gleichgiltig, aber sie war doch bis zur Stirn erröthet. „Was kümmern

mich die Lästerungen der Welt? War es etwas Unrechtes, daß ich meinem Gefühl folgte, welches mir sagte: John bedürfe in solchem Augenblicke ein Zeichen meines Wohlwollens?"

„Das Gefühl an sich war nichts Unrechtes, aber daß Du Dir gestattetest, es in solcher Weise zu zeigen, das war ein Unrecht gegen Dich selbst. Einige aufmunternde Worte an John hätten genügt, er kennt ja Deine Güte genug. Ich bin gewiß weit entfernt, Deine Gefühle, deren Reinheit ich ja kenne, tadeln zu wollen; allein, mein liebes Kind, Du bist eben kein Mann, und als alleinstehendes Mädchen jeder Mißdeutung um so mehr blosgestellt, als gerade Deine männliche Neigung zu gefährlichen Unternehmungen die allgemeine Aufmerksamkeit mehr auf Dich lenkt. Kurz, man muß mehr Rücksicht auf das Urtheil der Welt nehmen und seine Gefühle von dem Verstande beherrschen lassen."

„Aber es widerstrebt mir, auf die Lästersucht meiner Umgebung Rücksicht zu nehmen und meine Handlungen einem andern Richter als Gott und der Stimme in meinem Innern zu unterwerfen. Was ich vor diesen Beiden verantworten kann, mag die Welt immerhin verdammen, mich soll es nicht kümmern!"

„Das ist eine verderbliche Maxime für ein

Mädchen. Wer in und mit der Welt lebt, wird deren Urtheil nie ungestraft verachten. Es genügt nicht, ohne Falsch wie die Tauben, man muß auch klug wie die Schlangen sein."

Arabella blickte Felix an und fragte plötzlich: „Wie denken Sie darüber, Mr. Strasser?"

„Ich, Miß Freemont? — Ich achte und verehre die Freimüthigkeit, die Wahrheit und den edlen Ursprung aller ihrer Worte und Handlungen, aber — mein Onkel hat recht, so lange die Welt nun einmal so ist, wie sie ist."

Arabella kniff leicht die Lippen zusammen und blickte nachdenklich vor sich hin, ohne etwas zu erwidern. Dazu wäre auch nicht Zeit gewesen, denn in diesem Momente wurden die Schranken geöffnet, und Gumru stürzte, noch von dem vorigen Kampfe erregt, in die Arena.

Arabella fragte nur noch hastig: „Hat Gadjé das Nöthige mitgebracht?"

„Ja, er hat Mayolo's Leckereien bei sich," entgegnete Mr. Sauteur, ohne die Augen von dem Schauspiel unten abzuwenden.

Mayolo hatte seinen Gegner erblickt und schaute dessen Bewegungen mit Verwunderung zu. Anfangs schien er durchaus nicht kampflustig, denn er zog sich, seinen Gegner immer im Auge behal-

tend, vorsichtig zurück. Aber allmälig wurde er unruhig, eine Erinnerung schien in ihm zu erwachen, der Gedanke an glorreiche Siege und Kämpfe ihn zu beseelen.

Gumru hatte in seinem Laufe inne gehalten und beobachtete mißtrauisch den Gegner.

Plötzlich erhob Mayolo seinen Rüssel, stieß einen schrillen Trompetenton aus, und stürzte vorwärts. Gleichzeitig ging auch Gumru zum Angriff über, und die gewaltigen Thiere trafen mit einem Ungestüm aufeinander, der ihren Mahouds große Gefahr drohte, doch diese hielten fest, und nun nahm der Kampf seinen gewöhnlichen Lauf. Nur war diesmal Gumru der Schwächere, was sich sogleich nach den ersten Stößen zeigte und stets entscheidend bei Elephantenkämpfen ist, denn nur in den allerseltensten Fällen siegt hier die Gewandtheit über die rohe Kraft.

Gumru verlor endlich bei einem wüthenden Anprall Mayolo's einen Zahn und begann auf den Rückzug zu denken. Aber Mayolo schien zu wissen, was das Aufheben und Niedersetzen der Füße des Feindes zu bedeuten habe, denn er bedurfte keines Antriebes, um seinen Ungestüm zu verdoppeln. Da wich Gumru plötzlich zurück, als hole er zu einem neuen Stoße aus. Mayolo

stürzte vorwärts, behende wich Gumru zur Seite, und da Mayolo keinen Widerstand fand, so riß ihn die gewaltige Kraftanstrengung nieder, er stürzte in die Kniee. Zwar erhob er sich sofort wieder, allein Gumru hatte seinen Vortheil benutzt und floh auf die Pforte der Pallisaden zu.

Der König welcher sich von dem Thiere noch viel Vergnügen versprach und dessen Groll durch die Flucht besänftigt worden, gab das Zeichen. Die Pforte flog auf, Gumru stürzte hindurch und Mayolo kam zu spät. Seine Klugheit schien aus Erfahrung zu wissen, daß jeder Stoß gegen die Pallisaden vergeblich sei, denn er machte nicht einmal den Versuch, ihre Festigkeit zu prüfen, wüthend schaute er umher, und warf sich plötzlich herum, den Schranken den Rücken zu kehren.

Diese unerwartet schnelle Wendung ward für John verhängnißvoll, die Gefahr vorüber glaubend hatte er sich nach der Terrasse, wo seine Herrin gestanden, umgeblickt und dabei in seiner Aufmerksamkeit auf sein Thier nachgelassen, nun verlor er durch den Ruck das Gleichgewicht und stürzte gerade vor die Füße des Elephanten nieder.

Blind vor Wuth, ergriff Mayolo seinen Mahoud, hob ihn hoch empor und — warum hielt er inne?

warum schleuderte er ihn nicht mit wüthendem Grimm zur Erde? — Er lauschte. —

May—o—lo! May—o—lo! May—o—lo!" rief in langgezogenen lieblichen Tönen eine süße Stimme. „May—o—lo!" tönte es wieder und wieder.

Arabella hatte kaum den Sieg ihres Elephanten bemerkt, als sie die Terrasse hinabeilte und gerade in dem Moment unten ankam, wo das Thier seinen Mahoud ergriff. Sie stieß die singenden Rufe aus, ergriff die Flasche mit Rum und das Körbchen mit runden weichen Kuchen, die einer ihrer Diener bereit hielt, und winkte den Wächtern gebieterisch, ihr die Schranken zu öffnen.

Die Hindus, an Gehorsam gegen ihre weißen Herren gewöhnt, folgten dem Befehle, und ehe Mr. Sauteur und Felix, die ihr gefolgt waren, sie zurückzuhalten vermochten, stand sie, das Thier immer in derselben Weise lockend, in der Arena. Ein Schrei des schreckenvollsten Erstaunens begrüßte von der Galerie herab ihren Eintritt. Sie blickte nicht auf, und fuhr fort zu rufen.

Mayolo stand noch immer regungslos und lauschte den süßen Tönen. Der unglückliche Mahoud, der so zwischen Himmel und Erde, zwischen Leben und Tod schwebte, wagte keine Be-

wegung zu machen aus Furcht, die Wuth seines Thieres, die von dem Zauber der wohlbekannten Töne halb besänftigt schien, von Neuem zu reizen.

Felix hatte Arabella folgen wollen, um sich zwischen sie und das Thier zu werfen, aber Mr. Sauteur hielt ihn mit Gewalt zurück, und befahl, die Schranken zu schließen. „Sei kein Narr, Felix!" rief er dann. „Du würdest Dich völlig nutzlos opfern! Arabella wird nur vielleicht, Du aber würdest gewiß von dem Elephanten angegriffen werden." Dabei zog er einen Revolver aus der Tasche und sagte, indem er ihn zurecht machte: „Bleibe da stehen, Arabella, und fürchte Dich nicht, denn bei der ersten Bewegung des Thieres, die Dich bedroht, sitzt meine Kugel in seinem Auge."

Arabella wußte, daß dies keine leere Prahlerei sei, — Mr. Sauteur war ein Schütze par excellence, er traf den Vogel im Fluge, und schoß die As aus einer Karte, die sein Diener halten mußte, oder ein Goldstück aus dessen ausgestreckten Fingern, ohne diesem je auch nur die Haut verletzt zu haben. Arabella neigte, ohne sich umzusehen, das Haupt, und rief Mayolo in stärkerem Tone, indem sie ihm zugleich die Flasche zeigte, die sie in der Hand hielt.

Jetzt setzte sich der Koloß in Bewegung, ließ

aber den Mahoud nicht los, sondern rannte, diesen immer noch in der Luft schwebend haltend, mit leicht geneigtem Kopfe auf Arabella zu.

Sie erbleichte noch mehr, aber sie verwandte kein Auge von dem Thiere, und ihre Stimme blieb süß und lockend. Jetzt war er ihr nahe. „Steh'!", rief sie gebieterisch. Er stand. „Kniee nieder!' Das Thier gehorchte. „Lege John nieder!" Der Rüssel senkte sich, und wohlbehalten glitt der Mahoud zur Erde. Aber er blieb regungslos liegen, denn noch immer funkelten die kleinen Augen des Thieres in drohender Weise, eine Bewegung konnte seinen Zorn auf's Neue erregen.

Arabella ging einige Schritte zur Seite und commandirte: „Steh' auf, Mayolo!" Das Thier stand auf und folgte seiner Herrin, die sich noch einige Schritte vom Eingange zurückzog, indem sie einen der Kuchen mit Rum benetzte und dem Elephanten hinhielt. Mayolo verzehrte ihn und blieb, einen Fuß um den andern hebend, mit dem Kopfe wackelnd und den Rüssel hin und her schwenkend, vor ihr stehen und ließ sich füttern. Die kleinen Augen blinzelten vor Wohlbehagen, er sah so zahm aus wie ein treuer Hund.

John hatte sich erhoben, nahm Gadjé die andere Flasche ab, welche dieser noch bereit hielt,

und that seinen langen Zug. Vollständig wieder hergestellt von seiner Angst, richtete er nunmehr seine Aufmerksamkeit auf die Gebieterin. Das Körbchen wie die Flasche waren beide leer. Arabella fuhr schmeichelnd mit der Hand über des Thieres Rüssel und befahl: „Leg' Dich!" Mayolo gehorchte. Ein Wink, und John saß wieder auf dem Nacken seines Thieres. „Steh' auf!" commandirte er. Der Koloß erhob sich und verließ vollkommen friedlich unter dem Jubel der ganzen Versammlung die Schranken.

Aber in demselben Augenblicke sank Arabella lautlos zusammen. Felix war im Nu bei ihr, hob sie empor, und legte sie in Mr. Sauteur's Arme, der sie in den Wagen brachte.

9.

Die Pythonschlange.

Arabella erhielt bald ihr Bewußtsein wieder und lächelte Mr. Sauteur an, der neben ihr im Wagen kniete und ihren Kopf an seiner Brust ruhen ließ.

„Du tollkühnes Mädchen!“ schalt er, „was machst Du mir für Angst!“

„Ich wußte, daß ich nichts zu fürchten hatte, Papa. Hättest Du an meiner Stelle anders gehandelt, da es ein Menschenleben galt?“

„Nun — nein! Aber dies ist etwas Anderes, ich bin ein Mann.“

„Ich bin auch ein Mann, wenn es auf den Muth ankommt.“

„Ja, leider Gottes! das weiß ich. Es ist nur ein Glück, daß Deine Kräfte nicht ausreichen,

denn sonst würden wir noch ganz andere Dinge von Dir erleben," versetzte er halb lächelnd, halb ernst, küßte aber ihre Stirn, und rief endlich zum Wagen hinaus: „Sie ist wieder obenauf, Felix, Du brauchst nicht mehr solch' verzweifelte Miene zu machen."

Ein freudiger Ausruf drang zu Arabella, der tiefes Erröthen auf ihre Wangen rief. „Wo ist Mr. Strasser?" fragte sie, als ihr Vormund sich wieder zu ihr wendete.

„Er reitet hinter dem Wagen her. Stelle Dir vor, ich mußte alle meine Kräfte anstrengen, um ihn zurück zu halten; der thörichte Junge wollte sich durchaus statt Deiner von den Füßen Mayolo's zertreten lassen."

Arabella erwiderte nichts darauf, ja, es schien, als habe sie diese Worte gar nicht vernommen, so gedankenvoll blickte sie vor sich hin. Als aber der Wagen hielt, und Felix herbeieilend seinen Arm ausstreckte, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein, traf ihn aus ihren Augen ein so warmer, seelenvoller Blick, daß sein Herz hoch aufwallte vor Entzücken und Liebe.

Sie hatte das Haus kaum betreten, als der vor ihnen angekommene John ihr zu Füßen stürzte, um ihr in der bilderreichen Sprache sei-

nes Landes für seine Rettung zu danken. Er schloß: „Ich bin immerdar Dein getreuer Diener gewesen, o schöne Herrin, aber von heute an gehört mein Leben Dir, und ich werde mich glücklich preisen, wenn ich mein Blut zu Deiner Vertheidigung verspritzen kann.“

Armer John! Er wußte nicht, wie nahe ihm die Stunde war, wo er die Wahrheit seiner Betheuerung mit dem Tode für sie besiegeln sollte! —

Das Aufsehen, welches der Vorfall in der Arena gemacht und noch machte, war Arabella unsäglich zuwider. Unter dem Vorwande ernstlichen Uebelbefindens ließ sie alle Besuche abweisen, und besuchte auch den großen Ball nicht, den der Resident als Schluß der Festlichkeiten gab.

Mr. Sauteur und Felix gingen allein, und kehrten mit einer Einladung des Peischwa von Bithur zu dem Besuche seiner Residenz zurück. Mr. Sauteur hatte jedoch die Einladung noch nicht definitiv angenommen, da er erst seine Mündel um ihre Meinung befragen wollte.

Sie war sogleich zu der Reise geneigt, denn unter den jetzigen Umständen war es ihr ange-

nehm, Delhi auf einige Zeit zu verlassen, um der Klatscherei aus dem Wege zu gehen.

Nurmahal Kalâo machte am andern Tage persönlich einen Besuch bei Miß Freemont, um ihr die Einladung zu überbringen. Arabella war sehr erstaunt über den Besuch der Begum, da diese, wie sie wußte, von den englischen Damen nur Mrs. Fraser besucht hatte. Noch mehr aber erstaunte sie, als sie im Laufe der Unterhaltung erfuhr, daß sie außer der Prinzessin Nurjesan die einzige Dame sei, die eine Einladung nach Bithur empfangen hatte. Ihr war es nicht unbekannt, wie viele der Damen dies gar sehr wünschenswerth gefunden haben würden, obgleich sie sich nun vielleicht den Anschein gegeben, als verachteten sie das — Hinduweib, und würden sich niemals so weit herabgelassen haben, deren Einladung anzunehmen. Arabella wußte den Werth solcher Phrasen zu beurtheilen, denn die Feste in Bithur waren berühmt. Durch diese Einladung ward noch überdies ein Wunsch von ihr befriedigt, es war der, die nähere Bekanntschaft des Peischwa zu machen, denn Alles, was man ihr von diesem Manne erzählt, hatte ihre Neugierde gereizt, die durch seine bedeutende Erscheinung nicht geringer ward. So jung Arabella auch

war, so besaß sie doch eine ziemliche Menschenkenntniß und einen gewissen Instinct, der sie bisher noch nie getäuscht hatte. Nena Sahib zog sie an und stieß sie ab, sie ahnte ein unter seiner apathischen Ruhe verborgenes Geheimniß, sie fürchtete ihn und bewunderte doch seine ritterlichen Manieren. Sie erfuhr erst später, daß sie die Einladung nicht ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, nicht ihrer tapfern Vertheidigung der Eingeborenen, selbst nicht ihrem in der Arena bewiesenen hohen Muthe, sondern allein Frank Löwenheim zu danken hatte.

Frank fand in dem Pfirsich eine Einladung zu einem Rendezvous mit der Prinzessin Nurjesan in einem der entlegensten Zimmer der Residentur während des großen Balles. Bei dieser Zusammenkunft war verabredet worden, daß Frank, der gleichfalls von dem Peischwa nach Bithur eingeladen worden war, in der Verkleidung eines Hindu scheinbar in den Dienst Leopold's von Sarden treten solle, um so während der Reise in der Nähe der Prinzessin bleiben zu können, wo sich dann oft Gelegenheit finden mußte, sie zu sprechen. In Bithur sollte er dann bei Ankunft der anderen Gäste in seiner wahren Gestalt auftreten.

Da nun Frank möglicher Weise eines ergebenen Freundes und Helfers bedürfen konnte und wohl wußte, daß Felix zwar seiner Bitte, ihn zu begleiten, nachgeben, aber ihm dabei durch die Trennung von der heimlich geliebten Arabella ein sehr großes Opfer bringen würde, was der Freund ihm zu ersparen wünschte, so ersuchte er die Prinzessin, ihre Freundin zu der Einladung Arabella's zu veranlassen.

Das war nun geschehen, und Arabella verließ, von Mr. Sauteur und Felix begleitet, wenige Tage nach dem Peischwa und dessen Gefolge die Stadt. John befand sich mit Mayolo unter der Dienerschaft, und oft verließen alle Drei ihre Pferde, um in der Haudah Mayolo's Platz zu nehmen. Das geschah besonders, wenn es galt, sehr schlechte Wege zu überwinden.

Felix hatte mit seinen Nachforschungen nach Sakuntala kein Glück gehabt. Der Oberpriester Saravânti, im Tempel Wischnu's, verweigerte jede Auskunft über sie, und wies entschieden die Juwelen zurück, die Felix ihn bat, mit einem ablehnenden Danksagungsschreiben zur Besorgung an Douschmanta und Sakuntala zu übernehmen, und sprach sich am Ende so bitter über den Stolz aus, der allein Felix veranlaßt haben könne, die

Kleinigkeit — wie er sich ausdrückte, zurückzuweisen, daß Felix endlich nichts Besseres zu thun wußte, als sich zur Annahme des reichen Geschenkes bereit zu erklären. Der Oberpriester ward sofort freundlicher und versicherte, wie sehr die Absender darüber erfreut sein würden, eben so sehr, als wie sie die Zurückweisung, die sie nur als absichtliche Beleidigung betrachtet, geschmerzt haben würde. —

Leopold von Sarden war, nachdem er sein Ehrenwort zu strengster Verschwiegenheit gegeben, von Frank in das Geheimniß seiner Liebe zur Rose von Delhi und in seine Absichten eingeweiht worden. Der Oberst hatte eingewilligt, Frank als seinen Diener aufzunehmen, und Niemand würde in dem weißgekleideten Hindu den eleganten Frank Löwenheim gesucht haben.

Djéhan hatte sich um seine Verwandlung verdient gemacht und ihm sogar die Haut gefärbt. Die dunkeln Augen und die schwarze Farbe des Haares und Bartes unterstützten mächtig die Verkleidung. Anfangs freilich bewegte sich Frank etwas unbeholfen in der ungewohnten Kleidung, als er sich aber einigermaßen daran gewöhnt, fand er nichts angenehmer und praktischer für das Klima, und leistete sich selbst das Versprechen,

sich auch später möglichst oft dieser bequemen Kleidung zu bedienen.

Frank war katholisch und wünschte natürlich, daß auch die Prinzessin die katholische Confession annehme; deshalb hatte er Pater Johannes, einen würdigen Priester in Delhi, gebeten, die Bekehrung der Prinzessin zu übernehmen. Jener, entzückt, der christlichen Religion eine Seele gewinnen zu können, war sogleich bereitwillig gewesen, und hatte auch von seinen Oberen sofort die Erlaubniß erhalten, die diese um so lieber gegeben, als sie von der Dankbarkeit der neuen Christin doch voraussichtlich reiche Gaben zu erwarten hatten. Pater Johannes folgte also mit Mr. Sauteur. Nurmahal Kalâo durfte durchaus noch nichts von dem beabsichtigten Uebertritt Nurjesan's zur christlichen Religion wissen, auch war ihr die Anwesenheit Frank's in ihrem Gefolge verschwiegen worden, und so schrieb sie den Hang der Freundin zur Einsamkeit ihrer Sehnsucht nach dem fernen Geliebten zu, während dieser doch sehr nahe war und gar oft Nurjesan's Zurückgezogenheit theilte.

Ranou sah ihr geliebtes Milchkind glücklich, und da Frank nichts sparte, um die Aja für sich zu gewinnen; weniger durch reiche Geschenke, —

die sie indeß auch nicht ganz verschmähte, — sondern mehr durch freundliche Rücksicht und Aufmerksamkeit, fand sie sich endlich darein, und beförderte williger die Zusammenkünfte der Liebenden. Zu dieser Nachgiebigkeit hatte auch ein Gespräch, das Frank mit ihr gehabt, einen bedeutenden Antheil. Er hätte ihr begreiflich zu machen gewußt, daß sein Vaterland gänzlich unabhängig von England und weit davon entfernt gelegen sei, hatte ihr versichert, daß sie die Prinzessin nach Deutschland begleiten und eine stete Heimath bei ihnen finden solle. Endlich hatte er ihr auch nicht verschwiegen, wie streng er die in Indien bewiesene Habgier, Tyrannei und Wortbrüchigkeit Englands tadele, und wie tiefe Sympathie das Schicksal des unglücklichen Landes ihm einflöße. Mehr als alles Andere hatte ihm dies Ranou's Neigung gewonnen.

Und daß seine Religion eine andere als die der Engländer sei, beruhigte fast gänzlich ihre Bedenken über den beabsichtigten Religionswechsel der Prinzessin. Denn es war wohl natürlich, daß die unwissende Indierin, welche sah, wie einem großen Theile der Engländer nichts heilig war, wie Laster und Verbrechen unter ihnen herrschten, und doch dieselben Menschen Sonntag für

Sonntag kaum aus der Kirche herauskamen, wo sie, wie man ihr gesagt und sie zum Theil auch selbst gesehen, einestheils während der Predigt schliefen, und anderntheils sich durch Liebäugeln und Kokettiren die Zeit vertrieben, aber zum allerkleinsten Theile die Andacht und Sammlung, die Aufmerksamkeit mitbrachten, welche für den heiligen Ort paßte, und die Nanou an allen Bekennern ihres eigenen Glaubens gewöhnt war, die Engländer für Heuchler und ihre Religion für eine falsche hielt.

Es war ein ungewöhnlich heißer Tag.

Der Peischwa von Bithur ruhte mit seinem Gefolge am Rande eines Waldes, um die größte Hitze vorüber zu lassen, ehe man die Reise fortsetzte. Zelte waren im Schatten der riesigen Bäume aufgeschlagen, die Thiere abgezäumt und gaben sich, wie ihre Herren, der Ruhe hin. Die Luft zitterte vor Hitze, und die Sonnengluth hüllte wie ein goldener Nebel die Gegend ein. Kein Laut als das zeitweilige Wiehern eines Pferdes, oder das Schnaufen der Kameele oder Elephanten unterbrach die tiefe Stille. Unhörbar, wie Geister, schritten die zwei Schildwachen vor dem Zelte des Peischwa auf und nieder. Kein Lüftchen bewegte die Blätter der Bäume oder das riesige

Gras jenseit der Straße. Der Wald ruhte, und die zahllosen Blumen des Jungle verbreiteten einen betäubenden Duft.

Frank fand es unerträglich in dem engen Zelte des Obersten, der Schlummer floh ihn, und so verließ er geräuschlos, um den schlafenden Oberst nicht zu wecken, das Zelt; doch kehrte er noch einmal zurück, um seine Waffen zu holen, denn er wußte zu gut, was ein Spaziergang in einem indischen Walde zu bedeuten hatte, um diese Vorsicht aus den Augen zu lassen.

Das Halbdunkel des Waldes war doppelt angenehm nach dem blendenden Strome von Gluth und Licht da draußen, und eine angenehme, vergleichsweise kühle Luft empfing hier den Wanderer. Das weiche Moos war so angenehm zu betreten nach dem glühenden, harten, verbrannten Boden der Straße, und süßer Duft entströmte den Tausenden prachtvoller Blumen der die Bäume umschlingenden Lianen.

Lange war Frank umhergewandelt, mit seinen Gedanken Raum und Zeit durcheilend. Er gedachte seines alten Vaters, wie er entzückt sein würde, wenn er ihm die Wunderblume Indiens heimbrachte zum Schmuck seines Hauses, zur Freude seines Alters. Frank sah es schon im

Geiste, wie der alte ehrwürdige Mann halb weinend und halb lachend die schöne Tochter und den geliebten Sohn zugleich umarmte. — „Ach! wäre es schon so weit! Wäre erst Nurjesan mein! Wie viel liegt noch dazwischen, welche Gefahren bedrohen unsere Liebe!" seufzte er, den gesenkten Kopf erhebend.

Da sah er drüben zwischen den Bäumen etwas Weißes schimmern. Sollte es Nurjesan sein, deren ahnendes Herz sie hierher geführt? — Mein Gott! wie unvorsichtig, sich allein, ohne allen Schutz in den Wald zu wagen, — so dachte er und eilte auf die Gestalt zu. Jetzt hatte er den vollen Anblick der Dame, welche da zwischen den Bäumen umherwaudelte. — Nein — das war nicht Nurjesan's zierliche Gestalt. — Diese hohe Figur mit den junonischen Formen konnte nur Nurmahal Kalâo sein. — Die Dame hatte Frank nicht bemerkt, jetzt wendete sie den Kopf, und er gewann, da sie den Schleier zurückgeworfen hatte — als sie sich ermüdet niedersetzte, den vollen Anblick ihres Gesichts.

Es war ein Antlitz von classischer Schönheit, aber es lag etwas Strenges, Stolzes in diesen Zügen, die wie aus Marmor gemeißelt schienen, es war das Gesicht einer Königin.

Sie stützte das Haupt in die Hand und versank in Gedanken, allein es waren nicht die Gedanken eines liebenden Weibes; hochfliegende Pläne, stolze Entwürfe wälzten sich in diesem Kopfe, ein Gedanke voll Bitterkeit und Pein schien endlich ihren Geist zu beschäftigen, denn die Stirn zog sich zusammen, und der stolze Mund kräuselte sich, während in den großen dunkeln Augen ein Blitz aufleuchtete. Wehe dem Sterblichen, der diesen Gedanken hervorrief, dessen Schuld er galt! Vernichtung lag in der Gluth dieser Augen, und Vernichtung weissagte die kleine zusammengeballte Hand.

Regungslos und wie gebannt betrachtete Frank die Schöne. Es lag etwas unheimlich Anziehendes in diesem stummen Mienenspiel, das doch so deutlich die Gedanken aussprach, welche hinter der hohen Stirn arbeiteten. Dies Weib stieß ihn ab und zog ihn an, Beides zu gleicher Zeit.

Da ging ein Rauschen durch den Wald, der Wind schien die Wipfel der Bäume zu schütteln. Die Dame bemerkte es nicht oder achtete nicht darauf. Frank aber blickte zu den Bäumen über sich empor und sah, daß deren Blätter schlaff, selbst nicht von dem leisesten Lüftchen bewegt, hernieder hingen, während nach der

Richtung gegen die Begum die Bäume vom Sturme geschüttelt schienen. Das seltsame Phänomen näher zu untersuchen, trat Frank hinzu und sah noch deutlich, wie die Kronen einiger Bäume zitterten und eine junge Tamarinde eben wieder emporschnellte, als wäre sie durch eine unsichtbare Gewalt niedergebeugt worden. — Und dort — zwischen den Aesten der hohen Banyane schimmerte es wie Rubinen und Smaragden.

Frank wußte jetzt, woran er war, und das Blut drang so ungestüm zu seinem Herzen, daß dies fast zu schlagen aufhörte. Doch kam ihm kein Gedanke an feige Flucht, den Revolver aus seinem Gürtel reißend, sprang er vorwärts, um sich zwischen die Dame und jenen Baum zu werfen, und in demselben Augenblicke feuernd, als zwischen dessen Blättern der Kopf einer ungeheuern Pythonschlange sichtbar ward.

Die Schlange schien getroffen, denn sie zog ihren Kopf zurück. „Gieb mir den Revolver, und Du, halte deinen Talwar*) bereit," rief die Dame, die aufgesprungen war und jetzt bleich, aber entschlossen neben ihm stand. — „Ich fürchte, Du hast die Schlange nur verwundet!"

*) Säbel.

„Aber, verstehen Sie auch zu schießen, Mylady?“ fragte Frank, im Drange des Augenblicks gänzlich aus seiner Rolle als Hindu fallend.

Der Blick der Begum flog blitzschnell, ihn musternd, an seiner Gestalt hernieder, und trotz der furchtbaren Situation trat ein Lächeln auf ihre Lippen. Sie ergriff die Waffe und erwiderte, sich gleichfalls der englischen Sprache bedienend: „Sie werden es ja sehen, Mr. Löwenheim.“

Man wird sich vielleicht wundern, daß Beide die Pause, welche einem neuen Angriff voran ging, nicht lieber zur Flucht benutzten, allein Beide waren zu erfahren in der Natur ihres Feindes, um diesen Versuch zu machen, sie wären, sowie sie nur den Rücken zur Flucht gewendet, im Nu erreicht, umschlungen und verloren gewesen.

Die Pythonschlange ist kein gewöhnlicher Bewohner der Wälder dieses Theiles von Indien, aber sie kommt zuweilen von den Inseln herüber, wo dann Furcht und Entsetzen die Bewohner der von ihnen zur Wohnung auserlesenen Gegend ergreift. Doch ist nur erst ihr hauptsächlicher Aufenthalt ausgemittelt, so dauert ihr Leben gewöhnlich nicht lange. Die Eingeborenen opfern ein altes Thier ihrer Heerden der Schlange und schlagen sie dann, wenn sie hilflos und aufge-

schwollen von ihrem unmäßigen Mahle daliegt, mit leichter Mühe todt.

Frank hatte nicht Zeit, sich über den Scharfblick der Begum zu verwundern, denn die Schlange zeigte sich von Neuem, und im nächsten Moment sprang sie mit weit offenem Rachen, in dem die Zunge zitternd spielte, auf sie los.

Die Begum schoß, aber die Kugel verfehlte bei den blitzschnellen Bewegungen des Unthiers ihr Ziel, der heiße stinkende Athem hauchte sie an. Die Hand der Dame sank wie gelähmt an ihrer Seite nieder, sie starrte wie bezaubert in den facinirenden Glanz der fürchterlichen Augen, die auf sie gerichtet waren, und — halb gespalten sank die Feindin zurück.

Frank hatte, alle seine Kräfte sammelnd, mit seinem Säbel von unten herauf einen fürchterlichen Hieb auf den Hals der Schlange geführt, der ihn und die Begum im letzten Momente rettete.

Begreiflicher Weise hatte das, zu dem wir hier so viel Worte und Raum brauchten, um es zu beschreiben, kaum eine Secunde Zeit in Anspruch genommen.

Frank's nächste Sorge war die, sich mit der Dame aus der Nähe des sich in krampfhaften Windungen krümmenden Ungeheuers zu entfernen.

Die Begum folgte ihm willig. Die Schüsse hatten das Lager alarmirt. Bewaffnete eilten herbei. Aber Allen voraus sprang in wahren Tigersätzen der Peischwa. In einer Hand die Büchse, in der andern den Säbel, nur halb mit weiten weißen Beinkleidern bekleidet, einen Cachemir über den nackten Oberkörper geworfen, so stürmte er daher. Er sah furchtbar aus, seine Augen schienen Flammen zu sprühen, der Schnurrbart sträubte sich, und aus den zitternden aufgeblähten Nasenflügeln entströmte der Athem mit Geräusch. Von den Schüssen aufgeweckt, hatte er die Gattin an seiner Seite vermißt und instinctmäßig gefühlt, daß sie in Gefahr war.

Nurmahal eilte ihm entgegen, bei seinem Anblick alle ihre vor Schrecken und Angst verlorenen Kräfte wiederfindend, und warf sich an seine Brust. Seinen Händen waren die Waffen entsunken, als sie ihm unversehrt und lächelnd entgegen eilte, und fest schlossen sich seine Arme um die Geliebte, die er, uneingedenk der vielen Zuschauer dieser Scene, leidenschaftlich küßte; eine außerordentliche Selbstvergessenheit bei einem Orientalen, und sicher der größeste Beweis der tiefen Liebe, welche er für sie fühlte. Alle Hindus wandten

sich auch ab und thaten, als sähen sie diesen Verstoß gegen die Sitte nicht.

Als der Peischwa so seiner Liebe genug gethan, hielt er die Begum von sich ab, um sie nochmals zu betrachten. „Du bist unversehrt? und —" ein furchtbarer Blick flog zu Frank hinüber, der, den blutigen Säbel noch in seiner Rechten, ruhig dastand — „unbeleidigt?" —

„Ja wohl! unverletzt und unbeleidigt! Wischnu der Erhalter sei gepriesen! Daß Du mich aber lebend und — sie hielt inne, ein Schauder erschütterte ihre Gestalt, sie war genöthigt, sich auf den Arm des Gatten zu stützen, ehe sie fortfahren konnte — „daß Du mich überhaupt wiedersiehst, hast Du allein jenem Manne zu danken." Sie zeigte auf Frank. — „Die Hitze ließ mich nicht schlafen und trieb mich von Deiner Seite weg in den Wald. Das Dunkel und die kühle Luft thaten mir wohl, ich setzte mich nieder in das weiche Moos und versank in Gedanken. Wie lange ich so gesessen, weiß ich nicht, ein plötzliches Geräusch schreckte mich auf. Ich sah diesen Mann herbeispringen und nach einem, in geringer Entfernung von mir stehenden Baume schießen. Eine große Pythonschlange hatte sich auf mich stürzen wollen. Der Schuß hatte sie nur verwundet, sie machte

noch einen Angriff, ich schoß mit dem von meinem Schützer erhaltenen Revolver fehl, schon lähmten mich ihre entsetzlichen Augen — und — der betäubende Geruch ihres Athems — traf mich — da sank sie, von dem Tulwar meines Retters getroffen, zusammen.“ Sie war durch die Erzählung weit mehr angegriffen, als vorhin von der Gefahr selbst, denn erst jetzt trat der entsetzliche Tod, der ihr gedroht, lebhaft vor ihre Seele. Zitternd schmiegte sie sich in des Peischwa Arme, ihr Gesicht wieder mit dem Schleier verhüllend.

Er drückte sie zärtlich an sich und stöhnte, nicht minder ergriffen von ihrer lebendigen Schilderung: „O Nurmahal, welch’ entsetzliche Gefahr!“ Dann winkte er Frank herbei, der allein von allen Anwesenden noch in der Nähe war, die Anderen hatten sich aus Hörweite zurückgezogen. „Junger Mann“ — sprach der Peischwa in dem Tone wahren Gefühls. „Du hast mir das Theuerste, das höchste Kleinod, welches ich besitze, gerettet, ohne Dich wäre ich ein elender Mensch, der den Tag verfluchen würde, an dem er geboren; für Deine That gelobe ich Dir bei der heiligen Trimurtti, immerdar Dein Freund und Schützer zu sein. Hast Du einen Wunsch, und es liegt in

meiner Macht, ihn zu erfüllen, so sprich ihn aus, und es wird geschehen."

Diesmal fiel Frank nicht aus seiner Rolle, sondern geberdete sich wie ein echter Hindu, während er sagte: „Dein Dank, Hoheit, überschreitet so weit meine That, wie der Himmel von der Erde entfernt ist. Die Freundschaft meines Herrn wird seinen Diener überglücklich machen, und erhebt ihn so hoch, als er sich ihrer unwürdig fühlt."

Der Peischwa lächelte gütig. „Und Dein Wunsch?" fragte er.

„Wenn Deine Hoheit es mir erlauben will, werde ich Dir ihn im Geheim mittheilen."

„Wohl, sei es so. Du magst mich zu meinem Zelte begleiten. Wo liegt die Schlange?"

Frank wendete sich um und schritt nach dem Platze voran, wo sich das Ungeheuer noch immer auf dem Boden wand. Die Schlange war von ungeheurer Größe, fünfundzwanzig und einen halben Fuß lang und in der Mitte von dem Umfang eines Mannes. Selbst nachdem sie ganz durchhauen worden, fuhren die einzelnen Stücke in ihren krampfhaften Bewegungen fort — eine Erscheinung, die man ja auch bei Aalen beobachten kann.

Als Frank eine Stunde später das Zelt des Peischwa verließ, strahlten seine Augen vor Freude, und Djéhan, der neugierig vor dem Zelte umherlungerte, erhielt einen verstohlenen Wink, ihn nach dem Zelte des Obersten zu begleiten.

Die glückliche Rettung der Begum hatte den Liebenden über alle Schwierigkeiten weggeholfen. Frank besaß das Wort des Peischwa, dem Religionswechsel der Prinzessin nicht nur kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern auch ihre Vereinigung mit dem Erwählten zu befördern und alle, etwa von Seiten des Prinzen Mirza Mogul drohenden Gefahren von ihnen abzuwenden. Das Versprechen hatte dem Peischwa allerdings keine geringe Ueberwindung gekostet, aber für den Retter seiner Gemahlin ward ihm nichts zu schwer, und eine spätere Unterredung mit Nurjesan selbst söhnte ihn auch einigermaßen mit dem Gedanken aus, diese durch ihren Reichthum und ihren tiefen Haß gegen England wichtige Verbündete zu verlieren. Sie legte auch ihm das feierliche Versprechen ab, nicht vor Ausbruch des beabsichtigten Aufstandes Indien zu verlassen, und bestimmte zu Gunsten der Verschwörung über den größten Theil ihres Tajul.*)

*) Familienschatz.

Von jenem Tage an war Frank ein täglicher Gast im Zelte des Peischwa, und es war nicht selten, daß ein Wink desselben ihn in das Nebenzelt verwies, das nur durch einen Vorhang von dem andern abgetheilt wurde und zur Wohnung der Begum diente. Solchem Winke folgte der junge Mann gar gern und willig, denn er war gewiß, dort neben Nurmahal Kalâo's königlicher Gestalt ein kleines, zartes Wesen zu finden, das ihn kosend ihren Stern, das Licht ihrer Augen, ihren theuern, geliebten und verehrten Herrn nannte.

Nur selten waren es Liebeständeleien, welche das junge Paar beschäftigten, es war ihnen schon genug, wenn sie Hand in Hand, und Auge in Auge sitzen konnten.

Frank erzählte von seinem Vaterlande, dem großen, herrlichen, und doch so unglücklichen, weil uneinigen Deutschland. Er schilderte die Leiden Deutschlands unter der Herrschaft eines französischen Eroberers, und wie es sich endlich, zum ersten Male einig, in erhabenem Zorn erhoben hatte, um die fremden Unterdrücker zu vertreiben und zu vernichten.

Dann erglänzten die Augen der beiden schönen Wesen vor ihm, und die Blicke, welche sie zusam-

men wechselten, verriethen, wie tief sie die Schmach ihres eigenen Vaterlandes fühlten, und würden einen argwöhnischeren Beobachter, als Frank es war, auf seltsame Gedanken gebracht haben, denen, wenn jener sich nur etwas Mühe gegeben hätte, noch seltsamere Entdeckungen gefolgt sein würden.

Wenn der Peischwa nicht beschäftigt war, kam es vor, daß er bei diesen Unterhaltungen als Vierter im Bunde erschien. Aber dies war nicht oft der Fall, denn merkwürdiger Weise hatte dieser Fürst ohne Land sehr viele Geschäfte. Unaufhörlich kamen und gingen Couriere, versteckt in die Kleider von Landleuten, Hirten und dergleichen Personen. Zuweilen war ein Treiben in dem Zelte des Peischwa, das, verbunden mit der nachdenklichen, ja oft sorgenvollen Miene desselben, einem Unkundigen die Ueberzeugung aufgedrungen hätte, auf den Schultern dieses Mannes liege die Last der Regierung eines großen Landes.

Oft wurden Rasttage gemacht, und dann verließ Nena, Abends, nur von dem Obersten der Gortschura und ein paar Fackelreitern begleitet, das Lager, um erst gegen Morgen heimzukehren. Die dampfenden, keuchenden Pferde, und die erschöpften Reiter selbst ließen errathen, daß es ein weiter Weg war, den sie zurückgelegt hatten. Kam

aber der Peischwa zu jenen Unterredungen, dann erzählte auch er gewöhnlich von der alten Macht und Größe seines Vaterlandes, und je mehr er Frank und dessen edlen, einer Verrätherei ganz unfähigen Charakter kennen lernte, desto aufrichtiger ward er in seiner Rede, und allmälig entwickelte sich vor Frank's Augen der ganze Haß gegen England, von dem die glühende Seele dieses Mannes erfüllt war. Der Deutsche konnte sich darüber nicht wundern, konnte diesen Haß nicht ungerechtfertigt nennen, denn durch den Peischwa war ihm ein tiefer Einblick in die geheime Geschichte der indo-britischen Regierung geworden. So nahe der Gedanke lag, daß dessen Haß die Sache übertreibe, konnte Frank ihn doch nicht fassen, denn Documente und Briefe, die Nena ihn sehen ließ, bewiesen die Wahrheit seiner Behauptungen. Freilich war es kein Zweifel, daß dieser nur durch Verrätherei und Bestechung in den Besitz dieser Beweisstücke gekommen sein könne, allein sie waren darum nicht weniger überzeugend.

Zum ersten Male blickte Frank schaudernd in einen so bodenlosen Abgrund von niedrigster Habgier, Treubrüchigkeit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit. Fortan wußte er eine Nation, die mit heuchlerischem Händefalten vorgiebt, für Wahrheit,

Gerechtigkeit und Freiheit zu glühen, nach ihrem wahren Werthe zu schätzen.

Die Nation, sagen wir, denn die Regierungen Englands hatten gewechselt, waren aus den Händen der Tories in die der Whigs übergegangen, und umgekehrt, aber das in Indien herrschende System war sich gleich geblieben. In Italien, in Polen, in Ungarn wühlend und die revolutionären Vorkämpfer der Nationaliätenfrage der neueren und neuesten Zeit anstachelnd, preisend, sie bis in den Himmel hebend, schreit dieses System Zeter, wenn die von ihm beherrschten fremden Nationen dasselbe thun wollen, wozu England Andere auffordert, wofür es sie preist.

Die hungernden Irländer, die nicht geduldig verhungern wollen, schießt es mit Kanonen zusammen; die armen, geknechteten Hindus, die sich endlich nach geduldig ertragener, immer furchtbarer anwachsender, ein Jahrhundert dauernder Bedrückung erheben, um sich loszureißen von ihren Peinigern, erschießt, hängt, bläst es, mit Kanonen zu Atomen zerschmettert, in die Luft, und entschuldigt sich nachträglich gegen den Vorwurf der Barbarei damit, daß solche Hinrichtungsart, wie die zuletzt erwähnte, nichts Neues in Indien sei, daß sie vielmehr ein Gebrauch der frü-

heren Herrscher gewesen. Wahrlich! eine schöne Entschuldigung für eine civilisirte christliche Regierung, für dieselbe Regierung, die den Leuten gar zu gern weiß machen möchte, daß alle ihre Handlungen von wahrer Humanität geleitet seien, die in Angelegenheiten der Sonntagsfeier von puritanischer Strenge ist, und lieber jeden verdammen möchte, der nicht alle Sonntage zwei- bis dreimal in die Kirche läuft und mit heuchlerischem Augenverdrehen den lieben Engeln im Himmel Langeweile macht. Nirgend heißt es mehr dem Scheine huldigen und: Thut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken. — Niemals gab es wohl etwas Perfideres, als das Regierungssystem Englands in Indien und die ganze gegen jenes schöne, unglückliche Land beobachtete Politik.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. 1½ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wie der Christbaum entstand. Zweite Auflage des ersten Christbaums. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Walfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck=Umschlag gebunden. 2. Aufl. 1⅓ Thlr.

Gotthardi, W. G., Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Ueberliefertes und Selbsterlebtes. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Guseck, Bernd von, Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd von, Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Guseck, Bernd von, Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evan=

gelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1 1/3 Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1 3/4 Thlr.

Hamm, Dr. Wilhelm, Das Wesen und die Ziele der Landwirthschaft. Beiträge zur wissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Begründung und Entwickelung der Bodenproduction. gr. 8. broch. 2 Thlr.

Humboldt's Alexander von, Briefwechsel mit Heinrich Berghaus aus den Jahren 1825 bis 1858. 3 starke Bde. gr. 8. broch. à Band 2 Thlr. 12 Ngr.

Jenssen-Tusch, G. F. von, Die Verschwörung gegen die Königin Caroline Mathilde und die Grafen Struensee und Brandt. Nach ungedruckten Quellen und in selbstständiger deutscher Bearbeitung nach L. J. Flamand. gr. 8. broch. 2 1/2 Thlr.

Wichtig in Bezug auf Schleswig-Holstein.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein culturhistorischer Roman. 3 Bde. 2. Aufl. 8. broch. 3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Der Volksschullehrer. Pädagogik der Volksschule. Praktisches Lehrbuch für Erziehung und Unterricht. Zum Handgebrauch für Geistliche, Stadt- und Landschullehrer, Hauslehrer und Seminaristen. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern

und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer. 2. Aufl. gr. 8. broch. 1 1/3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Weltgeschichte in Lebensbildern und Charakterschilderungen der Völker, mit besonderer Beziehung auf Cultur und Sitten. Ein Handbuch für Lehrer, erwachsene Schüler und Freunde geschichtlicher Bildung. 3 Bde. 8. 2. Aufl. broch. 2 2/3 Thlr.

Körner, Friedrich, Director an der höhern Handelsakademie in Pesth, die Bedeutung der Realschulen für das moderne Kulturleben. Für Lehrer, Schulvorstände und Freunde der Volksbildung. Zugleich eine Entgegnung auf Dr. Heiland's Schrift: „Zur Frage über die Reform der Gymnasien.“ gr. 8. broch. 16 Ngr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Herbert, Johanna,

Die Rose von Delhi Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nena Sahib im Jahre 1857

Bd.: 2. Band

Jena ; Leipzig 1866